

**Wer trägt die
Schuld für die Hinrichtung
des Jeschua ben Miriam
Jesus**

Eine kritische Analyse
der Überlieferungstexte
vor dem Hintergrund
des historischen Palästina

Autor:
Alexander Paffrath Trautner
Nürnberg – Bad Kissingen
1995 -2013



Menschenfresser Palästina

Palästina, das ist für die Anhänger der drei monotheistischen Weltreligionen, „Heiliges“ Land. Es ist für Juden, Christen und Moslems der Boden, auf dem die Offenbarung des All-Einen Gottes sich geschichtlich verwirklichte. Doch schon die Bezeichnung *Heiliges Land* ist das Ergebnis einer mythisch überhöhten Vorstellung von der regionalen Größe, von dem religiösen Genius und von der Geschichte dieses Landstrichs. Vor der Kulisse der Weltgeschichte ist wahrlich nichts heilig im *Heiligen Land*.

Das Territorium Palästinas war in seiner wechselhaften Geschichte niemals größer als etwa Belgien. Es bildet eine nur rund 235 km lange Landbrücke zwischen dem Mittelmeer im Westen und der syrisch-arabischen Wüste im Osten. Im Norden misst die Breite des Landes nur 40 km, im Süden, nahe dem Toten Meer, erreicht sie rund 140 km. Seit je hat Palästina unter seiner strategischen Bedeutung zu leiden gehabt. Für die frühen Hegemonialmächte, Ägypten im Süden und Syrien im Norden, war es ein unverzichtbarer Durchzugskorridor. Und seit mehr als vier Jahrtausenden ist Palästina Aufmarschgelände der Weltmächte, strategischer, politischer, religiöser und ethnischer Zankapfel. – ein Massengrab. Wie kaum in einer anderen Region der Erde ist dort seit Menschengedenken Blut in Strömen geflossen. Sippen, Völker und Imperien haben bis heute in und um Palästina fanatisch und auch bestialisch gekämpft. Zahlreiche Kulturen und Religionen haben in diesem Land mit einander konkurriert, haben sich befehdet, vernichtet, vermischt und aufgesogen. Schon vor 2500 Jahren hat ein israelitischer Prophet Palästina als „*Menschenfresserin*“ bezeichnet.

Geografisch und klimatisch ist Palästina ein Land enormer Gegensätze, doch nicht ohne ästhetischen Reiz und Schönheit seiner Natur. Daniel Rops beschreibt sie: *Palästina ist ein herrliches Land, seine Schönheit überrascht den Reisenden unserer Tage. ... Die Linie der Höhenzüge ist überall erlesen, rein und zart, wie von Künstlerhand entworfen; nur Attika kann mit ihrer Vollkommenheit wetteifern. Das Spiel der Flächen, die Flucht der Perspektiven atmen jene innere Harmonie, die an die Ewigkeit erinnert. Unter dem stahlblauen Himmel bilden die Farben eine Palette von seltenem Reichtum; purpurrot sind die Weingärten, zartgrün die Obstgärten, hellgelb die reife Gerste, ockerfarben die Wüste; in der Sonne verschmelzen diese kontrastreichen Töne zu einem warmen Rot und im Schatten zu kupfernem*

Violett. Hier und da fügen Zypressen einen schwarzen Akzent hinzu, als wollten sie die Symphonie kräftiger erklingen lassen, oder man erblickt das blaue, zitternde Tuch der Olivenhaine. Wenige Länder zeigen auf so kleinem Raum eine gleiche Vielfalt der Erscheinungen. In einigen Stunden kommt man von den Ufern eines paradiesischen Sees zu drohenden Gipfeln, ausgetrockneten Hohlwegen und distelbewachsenen Halden... . Nur fünf Meilen weiter zeigt die gleich Bodensenke den üppigen Wuchs der Galeriewälder, würdig der afrikanischen Steppe, oder einer Geisterlandschaft, in der jedes Leben erloschen ist, oder es erstreckt sich unter feurigem Himmel ein Zinntuch zwischen hochragenden, nackten Felsen. Von der üppigsten Ebene bis zur Schafweide geht man eine Stunde.

Römische Distriktadministration

Nach dem Tode des Herodes brach sein Königreich auseinander. Die Römer schafften die judäische Königswürde kurzerhand wieder ab. Sie anzustreben oder an sich zuziehen galt als Majestätsverbrechen und Hochverrat und wurde mit der Kreuzigungsfolter bestraft. Palästina teilten die Römer unter drei Herodes-Söhnen auf. Sie sollte als bestellte Fürsten die ihnen zugewiesenen Distrikte verwalten. Herodes-Philippus wurde Fürst über ein Gebiet östlich vom Oberlauf des Jordans und des Sees Genezareth. Er gründete die Städte Bethsaida, und Cäsarea Philippi. Die Menschen seines Distrikts waren in der Mehrzahl keine Judäer, so dass Herodes-Philippus wenig Rücksicht auf religionsideologische Empfindlichkeiten nehmen musste. Seine beinahe hellenistische Regierung hob sich günstig von denjenigen der anderen Herodes-Söhne ab. In der Geschichte Jeschuas spielt er und das von ihm regierte Land so viel wie keine nennenswerte Rolle.

Das Galil - Galiläa

Ganz anders verhielt sich das bei einer der Regionen, die Rom dem Herodes-Antipas zuwies: Galiläa. Jeschua hat den Antipas einen *Fuchs* genannt, die Menschen seines Distrikts nannten ihn – informell natürlich und vielleicht ironisch - *König*. Das Leben und Schicksal Jeschuas sind ohne Kenntnis und

Berücksichtigung der Eigenarten Galiläas und seiner Menschen unverständlich und missverständlich.

Das kleine Ländchen war etwa zweimal so groß wie Hamburg. Nach dem Zusammenbruch des Königreichs Davids war dieses Gebiet Teil des nordpalästinischen Königreichs Israel gewesen. Nach dessen Ende hatten sich in dieser Region neben Israeliten Griechen, Phönizier, Aramäer und Meder angesiedelt. Dieses Bevölkerungsgemenge provozierte die südpalästinischen Judaer dazu, die Region als *gelil haggiojim* herabzusetzen, auf deutsch „Kreis der Heiden“. Aus der Kurzform *gelil* formten die Administratoren Roms dann den Bezirksnamen Galiläa. Aus diesem bunten Völkergemisch und vor dem Hintergrund der tragischen Geschichte dieses Landesteils, die geprägt wurde von Auflösung, Okkupation, Assimilierung, Exilierung, Rückwanderung, mehrfacher Überwanderung und blutiger Befreiung, entwickelte sich ein besonderer Bevölkerungstyp. Bis 100 Jahre vor der Geburt Jeschuas war Galiläa zu keiner Zeit vollständig jüdisch kultiviert gewesen. Erst die nationalistischen Hasmonäer glaubten sich genötigt, die in Galiläa lebende Mischbevölkerung rüde unter das jüdische Religionsgesetz zu zwingen und ebenfalls unter Zwang mit umgesiedelten Leuten aus dem jüdischen Siedlungsraum zu überwandern.

Geografisch unterscheiden sich Untergaliläa, mit seinen Hügeln und eingelagerten Ebenen und Obergaliläa, das sich als unwegsames Bergland erweist. Von dieser Region wird behauptet, dass sie die schönste ganz Palästinas sei. Die dritte und bekannteste Region Galiläas ist das Gebiet rund um den galiläischen See und dieser selbst. Sein Name ist nicht festgeschrieben, man nannte ihn oft auch nach bestimmten Uferregionen. So z.B. See Tiberias, nach der neuen galiläischen Hauptstadt, oder nach dem Ort Genesar-See (Kinnereth). Galiläa war ungewöhnlich fruchtbar und umfassend landwirtschaftlich kultiviert. Es wurde Olivenöl gewonnen, Trauben und Weizen geerntet. Die berühmte Fruchtbarkeit des Landes beruhte auf seinem fetten Boden und einem Klima, das für trockene Sommer und regenreiche Winter sorgte.

Die Menschen Galiläas galten als hart, selbstbewußt und von Jugend auf kampflustig, trotzig und streitbar. Den Männern fehlte es nie an Mut und dem Lande nie an kämpferischen Männern. Der Talmud sagt, die Freiheitsliebe der Galiläers sei grenzenlos und die Ehre gelte ihnen mehr als Besitz. Im Charakter

seiner Einwohnerwurzelt der Ruf des Landes eines notorischen Rebellennestes. In der Tat war das kleine, politisch wehrlose Galiläa Ausgangspunkt der meisten Befreiungskriege. Von den im Süden lebenden Judäern hoben sich die ehemals zwangsjudaisierten Galiläer nicht nur in Tracht und der laschen Aussprache des Aramäischen ab. Besonders eklatant zeigte sich ihr unterentwickeltes Interesse an der in Judäa dominanten neuen Gesetzesorthodoxie und ihr mangelnder Sinn für Schriftgelehrsamkeit und Pharisäismus schlechthin. Die schwere Arbeit als Kleinhändler, Linnenweber, Bauern, Handwerker und Fischer ließ den Menschen weder Zeit noch Raum für sophistisches und penibles Herumtüteln in Gesetz und Tradition. Der Weisheitslehrer Jeschua Sirach kommentiert dies lapidar: *Wie kann der zur Weisheit kommen, der den Pflug hält und sich mit dem Ochsenstachel grosstut?* Innerhalb von 70 Jahren lässt sich nur ein einziger Thoragelehrter in Galiläa nachweisen. Das ist wahrlich kein Wunder, denn diese Männer wurden von den galiläischen Männern von Herzen gehasst und von deren Frauen gefürchtet. Die Herren kamen in langen Würdegewändern und griesgrämigen Gesichtern daher, redeten in alles drein und schnüffelten – in Jahwes Vollmacht natürlich – bis hinein in die intimsten Bereiche der ohnehin geplagten Menschen. Sie wachten mit Argusaugen über Moral und Sitte, deren Maßstäbe sie selbst zwar kasuistisch bestimmten, Gott Jahwe aber beredt und wendig in den Mund legten. Die konträre Haltung der Galiläer zu der Jerusalemer Gesetzesorthodoxie grenzt an herausfordernde Verachtung. Einer der großen jüdischen Schriftgelehrten, Johanan ben Sakkai, lebte und wohnte 18 Jahre lang in Galiläa. In dieser langen Zeit befragte man ihn gerade zwei Mal in Gesetzesfragen um Rat. Entnervt prophezeite der Thoratheologe drohend: *„Galiläa, Galiläa, du hassst die Lehre, du wirst zuletzt eine Beute der Bandenführer werden.“*

In Umkehrung wurden die Galiläer von den Judäern von Herzen verachtet. Die Jerusalemer Religionsbehörden, die Hüter der Tradition und die Ausleger des Religionsgesetzes, beobachteten die Menschen im Norden argwöhnisch und beurteilten sie überheblich. Die Thoratheologen bezweifelten prinzipiell, dass aus Galiläa etwas Gescheites kommen könnte. Sie achteten das ungelehrte Volk der *Am-haarez*, *das die Thora nicht hält und die Halacha ignoriert*, gering.

Angesichts dieser unübersehbaren Distanz der beiden Bevölkerungsgruppen zu einander entwirft der jüdische Professor Klausner ein historisch und

gesellschaftspolitisch völlig falsches Bild, wenn er behauptet, Jeschua sei *allein das Produkt ... des reinen, unvermischten, von keinerlei fremden Einfluss berührten Judentums* gewesen. In der Heimat Jeschuas gab es auch nach den Zwangsjudaisierungen der Makkabäer kein reines, unvermischtes, von keinerlei fremden Einfluss berührtes Judentum.

Das ist mit Blick auf die damalige Landkarte und mit einem Seitenblick auf die gegenseitige Abneigung von Galiläern und Judäern leicht zu belegen. Galiläa war alles andere als ein friedlicher Gotteswinkel, alles andere als durchdrungen von jüdischem Glauben und Gottestreue, durchweht von der ehrwürdigen Moral des jüdischen Religionsgesetzes.

Samaria

Samaria, Judäa und Idumäa sollten ursprünglich von dem Herodessohn Archelaos verwaltet werden. Aber schon zwei Jahre nach Amtsübernahme verlor er die Gunst der Römer und wurde 6 n.Chr. verbannt. Die ihm zugeteilten Gebiete schlugen die Römer der kaiserlichen Provinz Syrien zu und ließen sie von einem römischen Präfekturbeamten verwalten. Dieser wiederum unterstand dem römischen Legaten über Syrien, der das Recht und die Pflicht hatte, in problematischen Situationen persönlich in den Amtsbereich des Präfekten einzugreifen.

Das südlich von Galiläa gelegene Samaria wird von der Schicksalsgeschichte Jeschuas nur selten berührt. Das Territorium war wie das nördlich gelegene Galiläa ehemals Teil des alten und schon Jahrhunderte vorher untergegangenen nordpalästinischen Königreichs Israel gewesen. Nach dessen Zerfall wurde damals der israelitische Bevölkerungsanteil zum größten Teil deportiert und durch assyrische Kolonisten ersetzt. Diese behielten zwar den Kultus ihrer eigenen Götter bei, wandten sich aber auch dem Kult der Lokalgottheit Jahwe zu, den die in Samaria zurückgebliebenen Israeliten verehrten. Die daraus entstandene Mischbevölkerung und Mischkultur war den israelitischen Judaern, die aus dem Zwangsexil in den Bereich rund um Jerusalem zurückgekehrt waren, ein Dorn im Auge. Sie verachteten die Samaritaner, schlossen sie vom Jerusalemer Tempelkultus und jeder Gemeinsamkeit aus und erklärten sie für unrein. Ihr Haß ging soweit, dass sie

sie in öffentlichen Gebeten verfluchten. Die Folge davon war, dass die Samaritaner dem Gott Jahwe um 400 v.Chr. einen eigenen Tempel auf dem Berg Garizim errichteten. Nachdem die Samaritaner aber ihr Jahwe-Heiligtum im Zuge der Hellenisierung auch dem Gott Zeus weihten, zerstörten die Judäer diesen Tempel mit dem Anspruch, im Besitz des einzigen, von Jahwe legitimierten Zentralheiligtums zu sein. Die Entfremdung der beiden Bevölkerungen steigerte sich in eine bössartige Feindschaft. Wer über die Höhenstraße durch Samaria auf kurzem und halbwegs bequemem Weg von Judäa nach Galiläa reisen wollte, bekam das zu spüren. Auch Jeschua hat diesen Weg durch Samaria des öfteren gewählt. Dabei hat er, anders als die Judäer, keine Berührungängste im Umgang mit den verabscheuten Samaritanern gehabt. Er hat Gespräche mit ihnen geführt und bei ihnen übernachtet. Eine seiner schönsten Parabeln stellt die Feindschaft der Judäer zu den Samaritanern in den Dienst seiner Lehre von unterschiedloser Barmherzigkeit.

Judäa

Judäa war der einzige Distrikt, in welchem sich die israelitische Identität trotz aller politischen Umwälzungen, Kriege, Deportationen und Zerstörungen am längsten und am gründlichsten erhalten hatte. Hier, im südlichen Palästina, zwischen Samaria und Galiläa im Norden und Ituräa im äußersten palästinischen Süden, zwischen Jordan und Totem Meer im Osten und dem Mittelmeer im Westen schlug das unruhige Herz des Judentums. Inmitten des sich von Nord nach Süd ziehenden jüdischen Gebirges thronte seit tausend Jahren die Stadt Davids mit dem Jahwe-Tempel: Jeruschalijim, die Schöne, die Auserkorene Jahwes ... und die Mörderin, wie sie Jeschua nannte. Hier war die Hochburg der jüdischen Tradition, des Religionsgesetzes, des jüdischen Gottesstaates und ihrer unerbittlichen Repräsentanten. In Judäa kulminierte alles, was in Palästina jüdisch war. Jeschua wurde in Judäa geboren, hier wurde er verfolgt, gefangen genommen, gefoltert und hingerichtet.

Der Präfekt Pontius Pilatus

Der römische Präfekt über die Distrikte Samaria und Judäa hieß von 26 – 30 n.Chr. Pontius Pilatus. Er stammt vermutlich aus Spanien und hatte den Rang eines Ritters. Pilatus trug den Ehrentitel „*Freund des Kaisers*“ und durfte sich Vertreter des Kaisers und kaiserlicher Präfekt von Judäa nennen. Sein Amtssitz befand sich in Cäsarea Maritima, etwa 115 km von Jerusalem entfernt. Dort residierte und wohnte er mit seiner Frau Procula in einem Palast, den Herodes der Große für sich gebaut hatte. Sehr viel mehr ist über die Herkunft und über das Leben des Pontius Pilatus nicht bekannt.

Dagegen sind wir über die Art und Weise seiner Amtsführung als Präfekt von Judäa und Samaria relativ gut informiert. Die Hauptaufgaben eines römischen Provinzchefs lagen in der Gewährleistung der Steuereinnahmen. Denn die imperialen Interessen Roms waren weitgehend identisch mit seiner materiellen Gier. Kritiker identifizieren deshalb das Amt des Präfekten mit dem eines Hauptsteuereintreibers. Er kooperierte mit privaten einheimischen Steuereinnehmern, die besonders gefürchtet und berüchtigt waren. Die Quellen nennen sie „*Zöllner*“. Sie hatten einen Steuerpachtvertrag mit der römischen Provinzverwaltung geschlossen.

Waren schon die legalen Steuerforderungen, die Rom an seine Provinzen stellte, ein ungeheure Last für die Menschen, so wurden die Bedrückungen durch die Steuerpacht, durch allgemeine Korruptheit und durch die allenthalben herrschende menschenverachtende Brutalität unerträglich gesteigert. Die Provinzen und Distrikte, nicht nur diejenigen in Palästina, bluteten aus. Aufstände und Unruhen brachen aus und erforderten ununterbrochene Wachsamkeit und militärischen Einsatz der römischen Verwaltung. Deshalb gehörte auch die „*Kontrolle der Straße*“, also die Überwachung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung, zu den wichtigsten Aufgaben des Pontius Pilatus.

Die Machtfülle des römischen Präfekten war mit der absoluten „*Gewalt über Leben und Tod*“ ausgestattet. Pilatus hatte gegenüber Rechtsbrechern und Unruhestiftern absolut freie Hand. Zum Zeichen dafür durfte er das Schwert

tragen. Er war der oberste Gerichtsherr seiner Subprovinz und besaß die uneingeschränkte Kriminalgerichtsbarkeit über alle nicht-römischen Bewohner, also beinahe über alle Bürger und Nichtbürger seines Herrschaftsgebietes. An den jüdischen Hochfesten, die sich vor allem in der Tempelstadt Jerusalem konzentrierten, flammte der Hass der Bevölkerung gegen die römische Oberherrschaft auf und entlud sich in fanatischen Aktivitäten. Nationalisten und Freiheitskämpfer nutzen die Ansammlung der Massen überaus gerne für ihre Zwecke.

Diese Feste stellten eine so ungeheure Gefahr dar, dass der Präfekt für ihre Dauer seine Residenz von dem meeresfrischen und komfortablen Caesarea in den dumpf brodelnden Hexenkessel Jerusalem verlegte. Dass Pilatus angesichts der Pilgermassen und der akuten Aufstandsgefahr nicht viel Federlesens um politische Aufrührer gemacht hat, ist erwiesen. Waren sie einmal von den Legionären verhaftet, wurden sie in einem „militärischen Schnellverfahren“ ohne große Umstände und komplizierte Verhöre abgeurteilt und sofort gekreuzigt.



Juda der Gottesstaat

Im Rahmen der von Rom gewährten Selbstverwaltung verstand sich das jüdische Gemeinwesen als Kern eines umfassenderen, über die Distriktgrenzen hinausreichenden Gottesstaates mit der traditionellen Integrationsbezeichnung Israel. Der Gottesstaat Israel umschloß also alle Menschen in und außerhalb Palästinas, die sich zu dem Bund des auserwählten

Volkes mit Jahwe bekannten und nach seinem Gesetz lebten. Die politische Forderung hieß demnach, dass das Staatsideal aller Israeliten, egal wo sie und unter welcher Herrschaft sie lebten, ganz von der Religion bestimmt zu sein hatte. Ihre religiöse und weltliche Ordnung mußte deckungsgleich übereinstimmen. Diese Forderung hatte zwangsläufig Konflikte insbesondere mit der römischen Provinzialverwaltung zur Folge. So versagte Rom aus gutem Grund dem Gottesstaat in den Tagen Jeschuas das Schwertrecht, das heißt, die Judäer durften kein politisches Todesurteil fällen und vollstrecken. Auch die politische Verfolgung, die Bereiche Außenpolitik, Militär- und Steuerwesen blieben dem regierenden römischen Präfekten allein vorbehalten. Der solchermaßen politisch eingeschränkte Gottesstaat wurde von dem sogenannten Sanhedrin oder Synhedrium, dem Hohen Rat repräsentiert. Er hatte seinen Sitz vermutlich in der weiträumigen Tempelanlage in Jerusalem.

Der Hohe Rat setzte sich aus 71 Mitgliedern zusammen. Darin waren die religionspolitischen und religiösen Parteien, Schriftgelehrte, Gemeindeälteste und die Mitglieder des Priesterrates vertreten. Als Präsident fungierte der Hohepriester. Er war das Oberhaupt des Gottesstaates. Sein Amt vereinigte die beiden ranghöchsten Positionen in einer Person: Das religiöse Hohepriesteramt verlieh ihm die Würde des Pontifex maximus über den riesigen geistlichen Zeremonialapparat. Das profane Präsidentialamt, gab ihm die Macht des Chefpolitikers und stellte ihn über das gottesstaatliche Zentralorgan, eben den Hohen Rat. Obwohl das Ansehen des hohepriesterlichen Amtes zur Zeit Jeschuas bereits gelitten hatte und belastet war durch Bestechung und verräterische Zusammenarbeit mit Rom, blieb es bis zum Untergang Jerusalems die von Rom anerkannte oberste Personalinstanz der Judäer.

Einen entscheidenden Einfluß auf den Hohen Rat und damit auf die staatspolitischen Belange schlechthin hatte die Partei der aristokratischen Sadduzäer. Die Sadduzäer arbeiteten mit den Römern zusammen. Auf das gemeine Volk der „*Am-haarez*“ sahen sie verächtlich herab. Das Volk seinerseits hasste die Sadduzäer, vor allem wegen ihrer Korruption und ihrer Kungelei mit den Römern. Der amtierende Hohepriester in den Tagen Jeschuas war Sadduzäer und hieß Joseph. Seiner inquisitorischen Tüchtigkeit und seinem diplomatischen Geschick dankte er den Beinamen Kajaphas, zu deutsch „der Untersucher“, oder auch „der Inquisitor“. In seiner ungewöhnlich

langen Amtsperiode von 18 Jahren taktierte Kajaphas geschickt mit den Römern und setzte rüde und mit eiserner Hand durch, was er für opportun hielt. Seine charakterlichen und politischen Fähigkeiten sind in den Verhören Jeschuas deutlich zu erkennen. Joseph Kajaphas musste ein ungeheures Vermögen besessen haben, denn das Amt des Hohepriesters war käuflich und von den Römern nicht billig zu haben. Seine engsten Mitarbeiter waren alles Männer der herrschenden Hohepriesterdynastie im dienstfähigen Alter. Dazu zählten jene Würdenträger, die vor Joseph Kajaphas amtierende Hohepriester waren, oder als Kandidaten galten und es nach ihm noch wurden.

An erster und herausragender Stelle in diesem elitären Kollegium stand der Senjorpontifex Hannas. Er war der Schwiegervater des Kajaphas und der patriarchale Vorstand einer der einflußreichsten und gefürchtetsten Sippen in Jerusalem. Hannas war vor Kajaphas neun Jahre lang amtierender Hohepriester gewesen und hatte das Amt mit Billigung der Römer an Kajaphas abgegeben. Im Hintergrund aber regierte der alte hartgesottene Spitzenpolitiker als graue Eminenz weiter. Hannas und seine mit ihm dynastisch versippten Mitarbeiter bildeten die fest geschlossene Machtgruppe. Zu dieser Machtgruppe zählten auch die Zehn Ersten oder Archonten. Alle zusammen bildeten im Hohen Rat die Fraktion „*Die Hohepriester*“.

Die Hohepriester regierten den riesigen Tempelapparat. Sie verwalteten dessen ungeheuren Einkünfte im In- und Ausland und den unermesslichen Tempelschatz. Unter ihre Zuständigkeit fiel die priesterliche Personalorganisation und die Wahrung der Sicherheit nach den Vorgaben des Religionsgesetzes. Die Arbeit des hohepriesterlichen Kollegiums war straff und konsequent auf die Politik des amtierenden Hohepriesters Kajaphas zugeschnitten. Die Amtshilfe, die das Kollegium dem amtierenden Hohepriester leistete, war getragen von absoluter Familienloyalität und unverbrüchlicher Verschwiegenheit.

Überlieferung und Das Gesetz – Die Thora

Das theokratische Staatsideal Israels ruhte auf zwei Säulen: Auf der Überlieferung, insbesondere auf der Geschichte des Bundes mit dem Staatsgott

Jahwe und auf dessen Gesetz. Das eifersüchtig geforderte Bekenntnis zu diesem Gesetz und zu der religionspolitischen Volkstradition war seit je das Band, das den völligen Zerfall der nationalen Identität und ihr Aufgehen in fremden Kulturen verhindert hatte.

Die Wurzel der jüdischen Gesetzesdogmatik ist der Vertrag des Mosche und der mit ihm nach Palästina fliehenden Hebräer mit Jahwe ihrem Gott. Danach sicherte ihnen der Gott seine Erwählung als sein Gottesvolk zu, politische Rettung, Land und Wohlstand über alle Generationen hinweg. Im Gegenzug gelobte das erwählte Volk feierlich, alles zu tun, was Jahwe gebieten würde. Was aber Jahwe gebot, das sollte sich in seinen Weisungen, hebräisch Thora, ausdrücken. Der Kern der Thora, das sogenannte Zehngebote soll Mosche auf dem Berg Sinai unter Donnerschlägen von Jahwe erhalten haben.

In der Treue zu der Thora erwies sich der Gehorsam gegenüber dem exklusiven Volks- und Nationalgott. Beides sollte das Heil der Stammesverbände garantieren. Untreue und Ungehorsam gegenüber der göttlichen Satzung sollte zu ihrem Untergang führen. Das Zehngebote umrahmten schon bald weitergehende Satzungen, die zahllose Dinge des Alltags, der Sozialität, des Straf- und Zivilrechts, des Kultus, und der Religion reglementierten.

Behandlung Fluch- und todeswürdiger Verbrechen
Regelung des Bundesverhältnisses zwischen Jahwe und Israel
Das Generationenrecht, auch Blutrecht genannt
Den privaten und öffentlichen Ritus und die Ritualien
Das Priesteramt
Die Forderungen Jahwes und ihre Durchsetzung
Den Umgang mit der Thora, ihren Rechten, Pflichten und Geboten.

Im Lauf der Jahrhunderte entfernte sich das Leben der Menschen von den Bedingungen, die das Ideal der alten mosaischen Thora, insbesondere des Zehngebots geformt und geprägt hatten. Die als heilig und unantastbar geltende göttliche Thora gestattete jedoch nicht die geringste Gebotsaufhebung und schloss jedwede Gesetzesreform aus. Deshalb bemühten sich sogenannte Propheten und, nach deren Aussterben, die Kaste der Schrift- und Gesetzesgelehrten, um die Auslegung veraltender Gottes-Satzungen.

Die Gebote wurden skrupulös weitergedacht, weiterentwickelt und in Form von immer neuen Geboten und Gebotsvariationen ausgedeutet und ausgelegt. Auf diese Weise sollten sie dem sich wandelnden Alltag angepasst werden, ohne dabei den bereits vorhandene Gesetzeskern anzutasten. Aber, durch die ununterbrochenen und überaus spitzfindigen Weiterentwicklungen, Anpassungen und Ergänzungen wurde der formalistisch erstarrte Gesetzeskanon in einem Ausmaß aufgebläht, dass sein eigenes Unmaß zum Zweck und Gegenstand weiterer Ausdeutungen und Auslegungen geriet.

So entstand neben der schriftlichen Thora die Halacha, eine Satzung, die nicht auf Mosche zurückgeführt, sondern ursprünglich von Priestern als praktischer Rechtsbrauch abgegrenzt und mündlich weitergetragen wurde. Die mündliche Halacha wurde zum Tummelfeld der Schrift- und Gesetzesgelehrten. Denn sie brauchten bei ihren halachischen Auslegungen keine dogmatische Rücksichten zu nehmen. Das ursprüngliche Verbot der Niederschrift halachischer Anweisungen verschaffte ihnen breiten Raum für grüblerische Auslegungen und gewagte Übertreibungen.

Da allerdings die halachischen Auslegungen ihre Gültigkeit aus der mündlichen Überlieferung vom Meister zum Schüler bezogen, waren sie der Kritik ausgesetzt, göttlich nicht legitimiert zu sein und somit nicht die Geltung der göttlichen Thora zu haben. Um dem entgegenzutreten, begannen die Schriftgelehrten, halachische Vorschriften von den kanonischen Bestimmungen der schriftlichen Thora abzuleiten und mit ihr abzustimmen. Mit diesem Kunstgriff gelang es ihnen, die angeblich von Gott Jahwe inspirierte Gesetzesvollmacht von der geheiligten Thora auf die halachische Gesetzgebung zu übertragen.

Was immer die Gesetzeslehrer halachisch formulierten, auslegten oder ergänzten, es wurde zum mündlichen Gesetz Jahwes gestempelt und in die geschriebene Thora hineininterpretiert. Dem gesamten so entstandenen Normenkomplex verlieh man, wiewohl Menschenwerk, den dogmatischen Glanz göttlicher Herkunft und Heiligkeit.

Da nach wie vor kein Jota des Gottes-Gesetzes abgeändert oder gar eliminiert werden durfte, blieben die alten Satzungen neben ihren ausgelegten und neuen Geboten bestehen. So schwoll das Gesetzeswerk zu unpraktikabler Unförmigkeit an. Es entwickelte sich zu einer völlig anderen, neuen Thora,

deren scholastische Spitzfindigkeiten mitunter die Grenzen der Absurdität überschritten.

So diskutierten die Gelehrten darüber, ob es erlaubt werden könnte, am Sabbat einen künstlichen Zahn zu tragen, da ja das Lastentragen an sich verboten war. Unter bestimmten Bedingungen konnte es auch als Sünde und strafbar gelten, am Sabbat einen Knoten zu knüpfen oder zu lösen.

Auch war es strittig, ob etwa ein am Sabbat gelegtes Ei gegessen werden dürfe. Unumstritten verboten war dagegen das Tragen von Lasten und die Rettung eines Tieres am Sabbat.

Ob Gottesdienst und Liturgie oder Strafrecht und Zivilrecht, ob die Beziehungen der Menschen zueinander oder der Menschen zu ihrem Gott, ob Speisekarte oder Körperhygiene, es gab nichts, was das komplexe Gesetzeswerk nicht regelte, reglementierte, gebot oder verbot.

Die neue Thora war die Ultima Ratio, der erste und der letzte, in jedem Fall der eherne Entscheidungsrahmen. Die Thora war die Rede des Gottes Jahwe, der Quellpunkt für dessen Segen und Fluch. An der Thora und an der Treue zu ihr schied sich der Israelit vom Heiden.

Die Thora und ihre Achtung machte Israel zum auserwählten Volk, ihre Missachtung lieferte es seinen Feinden aus. Will man den israelitischen Liedersängern glauben, dann war die Thora für die Menschen eine „*Erquickung der Seele*“, eine „*Freude für das Herz*“ und ein „*Licht für die Augen*“.

Und der jüdische Rabbiner und Professor Pinchas Lapide behauptet: „*Für einen Juden ist die Thora seit Jahrhunderten eine aufregende, leidenschaftliche, aber vor allem liebenswerte Sache gewesen, etwas, das man genießen, über das man sich freuen kann, mit dem man sogar lachen darf. Denn sie ist Trost in der Not, Hoffnung in der Mutlosigkeit und Glück, wo immer Gefahren drohen.*“

Diese blumigen Lobpreisungen können jedoch über die Realität nicht hinwegtäuschen. Denn Tatsache war, dass die religiöse Ethik einer göttlichen Weisung, die den Geboten teilweise zugrunde gelegen hatte, in dem unförmigen Normenkodex der Schriftgelehrten versinken musste.

Die Gebote verloren ihre Bezüge zum Alltag. Ihre Befolgung wurde zu leerem Brauch. Das Volk, das sich in der komplexen Thoraideologie nicht auskannte, empfand die Gebote und Verbote als bedrückende Last.

So gerann die geforderte Achtung und Treue zu der Thora in der Praxis des Alltagslebens zu geistloser Buchstabentreue und zu formalistischem Gebotegehorsam, zu Heuchelei und zu frommem Betrug.

Schon 700 v.Chr. beklagte dies der große Prophet Jesaias: *„Dies Volk kommt mir mit seinem Munde und ehrt mich mit seinen Lippen. Ihr Herz aber, das ist weit weg von mir. Ihr Respekt vor mir gründet auf Menschengeboten, die man sie lehrt. ...sie sind ein ungehorsames Volk und verlogene Söhne, die nicht auf die Weisung des Herrn hören wollen.*

Und nicht umsonst finden sich in den Weisheitsbüchern beständige Mahnungen zur Einhaltung der Thoragebote. Nicht umsonst wurde die Nichteinhaltung des Gesetzes auch im Gottesstaat Israel mit schweren und schwersten Strafen bedroht und geahndet.

Bereits in der alten Thora verfügt Gott Jahwe persönlich blutige und grausame Strafen und Verfluchungen für Übertretungen seiner Gebote und Verbote. Neben der Todesstrafe galt die Verstoßung und Exkommunikation als schlimmste Konsequenz für die Untreue zu Jahwe, seinem Bund und seinem Gesetz.

Gerechte des Herrn (Jahwe)

Die gefährliche Verbindlichkeit gottesstaatlicher Gesetze ist das Ergebnis der Kombination weltlicher Ordnungsregeln mit religiösen Heilsperspektiven und mit dogmatischem Traditionszwang. Das unerbittlich geforderte Bekenntnis dazu ist gleichzeitig der Eid zur Staatstreue.

Damit wird das geistig-seelische Bekenntnis zur öffentlichen Angelegenheit. Die nonkonformistische Infragestellung religionsgesetzlicher Forderungen kommt der Untreue zum Staat, also dem Staatsverrat gleich. So entschied auch in Israel die Treue zur Gesetzes- und Vätertradition über das Wohl und Wehe, über Leben und Tod des Individuums.

Dem gemäß hatten Eltern ihre Kinder ganz im Sinn gottesstaatlich geprägter Erziehungspflichten schon von klein auf in den Geboten der Thora zu unterweisen. Alle sieben Jahre wurde die Thora am Laubhüttenfest zur Vertiefung und Erinnerung dem Volk vorgelesen.

Die Kontrolle über die Einhaltung der Gebote und über ein gesetzes- und traditionskonformes Leben übte nicht etwa ein Polizeiapparat aus, sondern weitaus effizienter und penibler jene schriftgelehrten Anwälte des Gotteswillens, die Jeschua mit ungewöhnlich scharfen und herausfordernden Worten demaskierte.

Sie übten mit angeblich von Jahwe beglaubigter und verliehener Autorität über das gesamte Straf- und Zivilrecht eine größere und bedrückendere Macht aus, als weltliche Despoten.

Pharisäer – gelehrte Deuter des Gottesgesetzes

Einen besonderen Bekanntheitsgrad unter ihnen haben die von Jeschua attackierten Pharisäer. Ihre politisch-religiöse Partei war eine Abspaltung von jenen Chassidim, die mit den Makkabäern etwa 200 Jahre zuvor die religiöse und politische Befreiung von den hellenistischen Seleukiden-Herrschern erstritten hatten.

Die Pharisäer lehrten, dass das Gesetz mit der von Gott geschenkten Vernunft und unter Einbeziehung aktueller Erkenntnisse erklärt und ausgelegt werden sollte. Von daher ist es zu erklären, dass bei ihnen nicht nur eine, sondern mehrere Gesetzesdeutungen gleichzeitig möglich und zur Anwendung gebracht wurden.

Das Studium der Thora galt ihnen eher als Gottesdienst als rituelle Opferungen im Tempel. Überhaupt relativierten die Pharisäer den Tempelkult und verlegten diverse Tempelzeremonien in die jüdischen Häuser.

Daraus entwickelte sich das typisch jüdische Gemeindehaus, die Synagoge. Die sadduzäische Tempel- und Priesterpartei war den laizistischen Pharisäern deshalb verständlicherweise nicht wohl gesonnen.

Als organisierte Schriftgelehrte hatten sich die Pharisäer einen immer größeren Einfluss auf die gesellschaftlich-religiösen Belange gesichert. Ihre Deutung der Thora und ihre halachischen Auslegungen sicherten ihren entscheidenden Anteil an der Rechtsprechung.

In der Öffentlichkeit fielen die Pharisäer durch ihre Extrafrömmigkeit auf. Sie stellten sie mit provozierender Unbescheidenheit zur Schau. Diese frommen Anwälte zeichneten sich durch eine besonders betonte Distanz zu der

ungebildeten Masse des Volkes aus. Es liegt ein Zeugnis darüber vor, dass sie diese einfachen Menschen verflucht haben, weil sie ihre Thora nicht kannten.

In den Augen ihrer Gegner waren die Pharisäer - ich zitiere: *von Gott Abgefallene, die das Recht verkehren und Bußgelder fordern, die nach Ansehen der Person richten, Bestechung annehmen, heuchlerisch, selbstgerecht und verlogen in ihrem Gebaren sind, Gottlose, die das Gut der Armen fressen und dies eine fromme Gabe nennen, und die sagen: Rühre mich nicht an, komm mir nicht zu nah, dass der Ort nicht unrein werde, an dem ich stehe.* Ende des Zitats.

Der jüdische Talmud charakterisiert die Pharisäer folgendermaßen: Ich zitiere:

Es gibt sieben Arten von Pharisäern:

die Ehrgeizlinge; sie posaunen ihre Taten aus, damit die Menschen sie ehren;

Die Stolperer, die durch die Straßen gehen und, damit man sie bemerkt, ihre Füße auf der Erde schleifen und an die Steine stoßen;

Die Prüden, die ihre Augen schließen, damit sie die Frauen nicht sehen, und darüber mit ihrem Kopf an die Mauern rennen;

Die krummen Demütigen, die mit sich selbst zerfallen sind;

Die Pharisäer aus Berechnung, die das Gesetz nur erfüllen, um die verheißene Belohnung zu erhalten;

Die Pharisäer aus Angst, die Gutes nur aus Furcht vor Strafe tun;

Die Pharisäer aus Pflichtbewusstsein, und das sind die Guten.

Schriftgelehrte – orthodoxe Schiftausleger

Die Gruppierung der Schriftgelehrten waren nicht, wie die Pharisäer organisiert. Sie widmeten sich aber wie diese der Deutung, der Auslegung und Aktualisierung des Gesetzes. Allerdings betonten sie den Wert und die Geltung der Überlieferungen noch kompromissloser und waren weniger bereit, fremde und neue Gedanken aufzugreifen.

Sadduzäer – traditionalistischer Tempelklerus

Die Partei der Sadduzäer repräsentierte das liberale Großbürgertum. Allerdings bestanden die Sadduzäer kategorisch auf der Geltung der überkommenen Traditionen. Und auch in rituellen Fragen vertraten sie als Partei des Tempelklerikats einen streng-orthodoxen Standpunkt.

Dass die Berichte nicht direkt über Zusammenstöße Jeschuas mit den Sadduzäern berichten, lag an der intriganten Diplomatie dieser Partei. Sie wusste stets ihre Aktivitäten zu kaschieren, ihr verlängerter Arm waren die gelehrten Hüter des Religionsgesetzes, die Pharisäer und Schriftgelehrten.

Den Sadduzäern galt einzig die alte Thora als absolute Autorität. Die halachischen Auslegungen und Weiterbildungen der Pharisäer lehnten sie rigoros ab.

Auch die pharisäische Lehre von der Auferstehung der Toten, das Fortleben nach dem Tode und die Existenz von Geistern und Engeln haben sie verworfen. Ihren Gott Jahwe stellten sie sich menschenbildlich vor.

Essener – Auserwählte monastische Abweichler

Die Partei der Essener hatten etwa 4000 Mitglieder, die abgesondert in den Dörfern und Städten Judäas verstreut lebten; einige von ihnen im Wüstenkloster Qumran. Der Kern bestand aus dissidenten Tempelpriestern des Sadduzäer-Clans.

Zu den anderen Gruppierungen und Parteien war ihr Verhältnis ausgesprochen schlecht. Auch von dem Zentralheiligtum in Jerusalem hatten sich die Essener distanziert, die dort amtierende Priesterschaft hielten sie für unrein.

Die Essener verstanden sich als der auserwählte Rest Israels und als auserwählte Büssergemeinde, die sich von der Gesetzlosigkeit befreit hatte. Deshalb lebten sie unter strengster Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften, vollzogen die rituelle Reinigung in Form von Bädern und Waschungen und pflegten das rituelle Gemeinschaftsmahl.

Sie wollten für das bevorstehende Ende der Tage und das Kommen des Messias bereit und für das messianische Gericht und Reich Jahwes gerüstet sein.

Denn anders als die Pharisäer hielten die Essener an der Erwartung fest, dass der Messias bald kommen und die Welt gerichtet würde. Dass sich diese Erwartung nicht erfüllte, beeindruckte sie in ihrem Glauben nicht.

Bemerkenswert an den Essenern ist ihre Aufgeschlossenheit gegenüber Erkenntnis- und Geheimnislehren. Besonders gnostisches und apokalyptisches Gedankengut findet sich in ihrer Literatur.

Am Abgrund: Terror, Niedergang und Not

Die Welt, in der Jeschua gelebt hat, war nach alledem alles andere als ein frommer Gotteswinkel, in dem man freudig entzückt für das Gesetz des Gottes Jahwe lebte, in Bibelversen dachte und nichts anderes im Kopf hatte, als den Bund Gott Jahwes, der sich in seinem Gottesstaat realisierte.

Wer die Werke des antiken Historikers und römischen Judäers, Flavius Josephus, liest, hat in weiten Zügen den Eindruck, dass Palästina nie aufgehört hat, eine Sickergrube menschlichen Blutes zu sein.

Seit dem Tode des Königs Herodes verdüsterten sich die Verhältnisse in dem jüdischen Palästina zusehends. Die rege Bautätigkeit des Herodes hatte, sieht man vom Tempel ab, mit seinem Tode ihr Ende gefunden.

Viele Menschen verloren Arbeit und Brot. Es herrschten Ausbeutung, Armut, Korruption, intellektueller und politischer Fanatismus und soziales Kastendenken. Die Menschen litten an dem unsagbaren und unvorstellbaren Gemenge politischer und religiöser Kräfte, die auf ihr Leben einwirkten. Sie hatten keinerlei Zukunftsperspektiven und keinerlei Gestaltungsmöglichkeiten.

Dessen ungeachtet hörten die feudale Oberschicht Judäas, die Tempelaristokratie und die römische Administration nicht auf, die Bevölkerung auszusaugen.

Religionsgesetzlich angeordnete Abgaben, die sozial verordnete Pflicht Almosen zu geben, Tempelsteuer und Tempelopfer und der unersättliche

römische Fiskus ließen die einfachen Menschen immer tiefer in Not und Armut abgleiten, während die Begüterten sich auch daran noch bereicherten.

Neben materieller Fron bedrückten und engten die religionsgesetzlichen Normen des Gottesstaates das Leben der Menschen in jeder nur denkbaren Weise ein. Von früh bis spät erschufteten sie im Kampf mit der Natur ihr Brot und das Übermaß der ihnen abgepressten Abgaben

Wie sollten sie unter diesen Umständen zudem noch ein frommes Augenmerk haben auf die tausend Spitzfindigkeiten eines sich ständig blähenden Religionsgesetzes? Aber, die Einhaltung der unzähligen und oft inhumanen und absurden Vorschriften wurde streng von Schriftgelehrten kontrolliert.

Die frommen Mittelsmänner Jahwes sorgten dafür, dass Übertretungen und Missachtungen mit differenzierter Schärfe geahndet wurden. So glitt die ohnehin stets labile politische und religiöse Einheit immer tiefer in einen dynamischen Zerfallsprozess.

Das unbeschreibliche Chaos war der richtige Nährboden für Sekten und politische und religiöse Terrorbanden.

Zeloten – messianistische Terroristen

So hatte sich aus der alten und bereits zerfallenen Partei der Chassidim die gefährliche Gruppierung der Zeloten abgesplittert. Sie widersetzten sich aggressiv der römischen Herrschaft, duldeten keinerlei Frieden mit ihr und weigerten sich an Rom Steuern zu zahlen.

Die Zeloten machten die Erwartung eines Messias Königs nach dem Idol des Königs David und des göttlichen Heilsreiches zu ihrem politischen Programm. Ihre politischen Gegner, insbesondere die römischen Verwalter überzogen sie im Namen des Jahwe-Gesetzes und der Tradition mit Terror und Tod.

Sikarier – politische Mörderbanden

Noch radikaler und noch fanatischer war die Extremistengruppe der Sikarier, auf Deutsch Dolchträger. Sie teilten die Anschauungen der Zeloten

und erklärten offen den politischen und privaten Meuchelmord zum Instrument ihres Kampfes gegen Rom.

Vor ihnen war niemand sicher, der auch nur den Anschein erweckte, mit dem Imperium zu kollaborieren. Den Sikariern verdankte Jerusalem 35 Jahre nach Jeschuas Tod die vollständige Zerstörung.

Messiassen, Bandenführer, Eiferer und Abenteurer

Hinzukamen Bandenführer, Eiferer und Abenteurer. Einzelgänger, die blutige, durchweg messianisch motivierte Aufstände anzettelten und damit ganze Landstriche erschütterten.

Sie versprachen Wunder der politischen Befreiung. Sie ernannten sich selbst zum Messias, legitimierten sich mit vorgegebener Gottergriffenheit und machten die Bevölkerung verrückt.

Mit ihren schwarmgeistigen und verbrecherischen Agitationen vergrößerten sie nur die Demütigungen des Volkes und verrieten seine Hoffnungen. Dennoch verfielen ihnen die Menschen und investierten ihre ganzen verzweifelten Erwartungen in diese revolutionären Narren.

Die römische Besatzungsmacht reagierte auf die Aktionen all dieser Gruppierungen mit brutalen Unterdrückungsmaßnahmen bis hin zu Massenhinrichtungen. Doch damit förderte sie die weitere Eskalation des um sich greifenden Nationalismus und des messianischen Terrorismus.

Das gesamte jüdisch besiedelte Palästina eskalierte zu einem unregierbaren Gebilde und damit zu einer sich stetig verstärkende Herausforderung an die römische Weltmacht.

Die jüdisch-theokratische Nation und selbst die identitätgebende Tradition und Gesetzesreligion ging einem unvergleichlich katastrophalen Niedergang entgegen.

Messianischer Wahnsinn

In dem Sog des allgemeinen Zerfalls aller Werte und im Schatten des allgegenwärtigen Hellenismus steigerte sich die Aufgeschlossenheit der

bedrängten und verarmten Bevölkerung zu wahnhaften Vorstellungen. Sie liefen Leuten nach, die verkündeten, man lebte in der Endzeit und das Weltende stünde unmittelbar bevor.

Man glaubte, Zeuge zu sein, wie sich alte Prophezeiungen Jahwes realisierten. Mit realitätsfremder, geradezu verbissener Sehnsucht wurde die malkut Jahwe, das Gottesreich als theokratisch-politisches Gebilde auf einer von Grund auf gewandelten Erde erwartet.

Und es schärften sich die Sinne für Zeichen, die das Kommen, des messianischen Retters ankündigten. Man merkte auf, wenn Männer mit spirituellem Charisma oder mit dem Anspruch auftraten, Israel der ihm von Gott Jahwe zugesagten Gerechtigkeit zuzuführen.

Darunter verstanden sie den Sieg des Gottes Jahwe über Rom, über den Glaubensabfall im eigenen Land, die Erneuerung der Welt und die Aufrichtung des göttlichen Friedensreiches mit der Hauptstadt Jerusalem.

Die sozial Verelenden, die Bedrückten, die Schwarmgeistigen und Endzeitgläubigen glaubten, Gerechtigkeit zu erfahren und in das anbrechende Reich Jahwes einzugehen, wenn sie sich der Sache ihres Gottes Jahwe in Reue und Umkehr verschrieben.

Jochanan – Bußprediger und Bekenner der Endzeit

Das war die Gedankenwelt eines Mannes, der im Jahr 27 bei einer Jordanfurt als Bußprediger und Künder der anbrechenden Endzeit auftrat. Seine geistige Heimat war Qumran, das essenische Kloster in der Wüste, und die Ideen- und Glaubenswelt der Essener..

Er war der Sohn eines Tempelpriesters, sein Name Johanan bar Sacharja. Wegen der rituellen Reinigungsbäder, die er an seinen Anhängern und an den von ihm Bekehrten vollzog, kannte man ihn als den Täufer. Er lebte unter archaisch-asketischen Verhältnissen in der Wüste.

Abgewandt von der Gesellschaft beschwor er das bevorstehende Weltende. Er geißelte die Entfremdungen vom Willen Jahwes und stritt unnachsichtig gegen sittliche Entartungen und Gruppen- und Parteienegoismen. Streng rief er die Menschen zu kompromissloser Umkehr zu Gott Jahwe und dessen Gesetz auf.

Wer sich dazu bekannte, den unterzog er einem Tauchbad. Damit sollte die bekennende Umkehr und die Reinigung von den bisherigen Verfehlungen rituell vollzogen und besiegelt werden. Der Getaufte durfte getrost die hereinbrechende göttliche Herrschaft erwarten.

Johanan sah es offenbar als seine Berufung an, Menschen dem endzeitlich drohenden Verderben zu entreißen. Er glaubte wohl daran, dass es sein Auftrag sei, die Menschen in den Kreis der auf das Kommen Jahwes und auf sein göttliches Königtum Vorbereiteten aufzunehmen.

Sein Leben war in der Tat geprägt und gelenkt von ernstem und unerschütterlichem Sendungsbewusstsein, was ihm nicht nur den Respekt seiner Anhänger, sondern auch den Hohn des geistlichen Establishment einbrachte, das ihn für verrückt erklärte.

Um so schonungsloser maßregelte er die, die in ihrer Selbstgerechtigkeit befangen über die Gegenwart nicht hinauszusehen und das Ende der Zeit nicht zu erkennen vermochten und prophezeite ihnen das für sie von Jahwe vorgesehene Verderben.

Viele Menschen, die ihn gehört und erlebt hatten, glaubten an seinen messianischen Auftrag. Dies verstärkte den Argwohn der jüdischen Relegionsbehörden, die Menschen könnten den endzeitlich gesinnten Schwarmgeist zum Messias proklamieren.

Seine Antworten auf derartige Mutmaßungen zwingen aber dazu, ihm eine differenzierte Auffassung über den Messias und sein Reich zuzuschreiben. Er dachte und sprach ganz im Sinne der traditionellen israelitischen Prophetie.

Danach konnte nur der Gott selbst als endzeitlicher König, Richter und Retter in Erscheinung treten. Ein endzeitlicher Messiaskönig, der ein Interimsreich aufrichtet, war für ihn wohl nicht denkbar.

Zwar hatte die Täufersekte keinen politisch-revolutionären Charakter. Sie fügte sich aber in das klassisch messianische und endzeitliche Grundschema der allgemeinen Sektenbewegungen in Palästina ein.

Jeschua ben Mirjam

Vermutlich im Frühjahr des Jahres 28 trat ein Verwandter des Johanan, Jeschua ben Mirjam aus dem galiläischen Dorf Nazareth der Täufersekte bei. Jeschua war damals etwa 30 bis 35 Jahre alt.

Er unterwarf sich dem Ritual des Tauchbades und hielt sich eine Zeit lang im Kreise der Anhänger des Jochanan auf. Noch bevor der aber im Jahr 29 unter dem Beil seines fürstlichen Henkers starb, hatte Jeschua bereits die Täufersekte wieder verlassen und einen eigenen Kreis von Anhängern um sich geschart. Dabei waren auch zwei Männer aus dem Kreis um Johanan.

Der Grund für die Trennung Jeschuas von Johanan dürfte in den unterschiedlichen Auffassungen der beiden über die Erwartung und über das Kommen des Messias und über die endzeitlichen Perspektiven zu suchen sein. Dies lässt jedenfalls die kritische Bewertung der Lehren des Johanan und des Jeschua vermuten.

Jochanan war ein jüdischer Priestersohn und stand den Essenern zumindest sehr nahe. Jeschua aber war ein Sohn Galiläas durch und durch, nonkonformistisch und ohne jede Bindung. Nur so lässt sich seine Distanz zu Jochanan, er selbst, sein Leben und sein Schicksal geschichtlich zu begreifen.

Zwar soll auch Jeschua in Judäa geboren worden sein. Und die Richtigkeit dieser Angabe könnte sich sogar auf die Zwangsumsiedlungen jüdischer Menschen nach Galiläa um 104 v.Chr. durch die Makkabäerherrscher stützen. Demnach wären die Ureltern Jeschuas zumindestens einer elterlichen Linie zwangsumgesiedelte Judäer gewesen.

Doch trotz der anzunehmenden jüdischen Ureltern spricht alles, was über Jeschua zu erfahren ist, für seine ausgesprochen galiläische, nicht aber jüdische Persönlichkeitsprägung.

Sein Heimatdorf war das unscheinbare Dörfchen Nazareth in Südgalliläa. Dort hat er seine Kindheit verbracht. Später hat er die einfachen Bewohner seiner galiläischen Heimat, Kleinhändler, Linnenweber, Bauern, Handwerker und Fischer in seinen Lehrsprüchen und Gleichnissen ebenso liebevoll wie kritisch gezeichnet.



Er kannte das Leben dieser Menschen genau, ihre Leiden und Freuden, ihren Alltag, und er nahm daran und an ihren Festen Anteil. Das kleine Ländchen selbst, seine Tier- und Pflanzenwelt spiegelt sich in vielen seiner Reden.

Jeschua teilte auch die kämpferische Natur seiner galiläischen Mitmenschen. Sie zeigt sich vor allem in seinen tiefgreifenden Vorbehalten gegenüber der neuen Thoraorthodoxie in Judäa und deren elitären Vertretern, den Schriftgelehrten und Pharisäern.

Demonstrativ kleidete er sich wie seine Landsleute, trug deren Haar- und Barttracht und sprach ihren aramäischen Dialekt, was ihm in Judäa nicht gerade zu Ansehen gereichte.

Die Mutter Jeschuas, Mirjam, pflegte offenbar verwandtschaftliche Beziehungen in Judäa. Man weiß von einem Besuch Mirjams bei einer Tante mit Namen Elisabeth in den judäischen Bergen. Sie war die Frau des Tempelpriesters Sacharja und die Mutter des taufenden Bußpredigers Johanan.

Der leibliche Vater Jeschuas ist unbekannt. Ein gewisser Joseph, ein Holzhandwerker in Nazareth war mit Mirjam verlobt. Als diese von einem offensichtlich unbekanntem Mann mit Jeschua schwanger ging, bewahrte er sie vor dem sozialen Abgrund. Ungeachtet des ihr zu unterstellenden Rechtsbruchs und der Schande nahm er sie zur Frau.

Aus der Ehe sind nach den Berichten Stiefbrüder und Stiefschwestern Jeschuas hervorgegangen. Ob Mirjam ihren ersten Sohn und seine Stiefgeschwister über die Vaterschaft einweihte, geht aus den Berichten nicht hervor.

Auch ist es zweifelhaft, ob Joseph dem ihm leiblich fremden Kind seine Sympathien geschenkt oder es gar formal adoptiert hat. Jedenfalls spielt Joseph aus Nazareth im Leben seines Stiefsohnes keine Rolle.

Vielleicht stand er und die von ihm gezeugten Kinder in einer Art innerfamiliären Allianz gegen Jeschua an. Denn die Beziehungen dieser Josephkinder zu ihrem Halbbruder waren offensichtlich sehr gespannt, zu Zeiten sogar feindselig.

Nicht nur, dass sie sich seiner schämten, sie verunglimpften ihn, verfolgten ihn und ließen ihn in seiner Todesstunde mit der betagten Mutter allein.

Das Faktum und der Makel der illegitimen Geburt verfolgte Jeschua zeitlebens und über den Tod hinaus. Auch seine Gegner legten die Finger auf diesen wunden Punkt. So beschimpften Sie ihn, ein „*Fresser und Säufer*“ zu sein, was nach Lesart des Landes hieß, dass sie ihn für einen Bastard hielten.

Mit diesem Schimpfwort attackierten die Judäer nämlich einen Menschen, der einer illegitimen Verbindung entstammte und durch Lebenswandel und Glaubensstand den Makel seiner Geburt verriet.

Dies findet sich darin bestätigt, dass man ihn durchaus mit entehrender Absicht nicht nach seinem Stiefvater, sondern nach seiner Mutter Jeschua ben Mirjam genannt hat.

Ein legitim geborener Judäer durfte sich jedenfalls mit Stolz auf seine väterliche Herkunft berufen und seinen Namen tragen. Mit dieser Diffamierung drückte man aus, dass Jeschua der Sohn Mirjams war und nur der Sohn Mirjams.

Nach der Hinrichtung Jeschuas sollten seine Gegner in dieser Hinsicht noch deutlicher werden. So erscheint Jeschua z.B. in einem jüdischen Geschlechtsregister aus dem Jahre 70 als „*Bastard von einem Eheweib*“.

Die illegitime Abkunft Jeschuas und die damit verbundenen innerfamiliären und gesellschaftlichen Dissonanzen könnten der Grund dafür gewesen sein, dass sich der junge Mann schon früh von der Familie löste und sein

Heimatdorf verließ. Jedenfalls können ihn die Dorfbewohner bei einem Heimatbesuch im Alter von 30 bis 35 Jahren nicht recht wiedererkennen.

Das wiederum gibt der Vermutung Raum, dass sich Jeschua bis zu seinem öffentlichen Auftreten außerhalb Palästinas, möglicherweise im heutigen Libanon, in Syrien und Ägypten aufgehalten hat. Manche Forscher ziehen sogar einen Aufenthalt in Indien in Betracht.

Außerhalb Palästinas wäre er mit fremden Religionen und Weisheitslehren konfrontiert worden, die seine spätere Lehre so intensiv beeinflussten, dass ihm das Neue in seiner Rede die Massen zuführte. Auch die staunenden Fragen, welches die Weisheit sei, die er lehrte, und woher er sie habe, da er doch keine Schule besucht hätte, weisen in diese Richtung.

Des weiteren lassen seine Analysen der politischen, sozialen und gesellschaftlichen Lage Palästinas und des Judentums an eine im Ausland gewachsene Distanz zu den palästinischen Verhältnissen denken.

Und seine Sprachgewandheit und diverse Gespräche mit Landesfremden ohne Dolmetscher lassen vermuten, dass sich Jeschua in mehreren Sprachen ausdrücken konnte.

Neben Aramäisch, seiner Landessprache, und Hebräisch, der jüdischen Kultsprache, könnten dies mindestens Griechisch, die Sprache der hellenistischen Kultur und allgemeine Umgangssprache, und Latein, die römische Sprache der Administration, gewesen sein.

Doch bleibt dies alles Spekulation, wohl begründet zwar, aber in den Berichten über Jeschua nicht nachweisbar.

Am Vormittag des 7. April 30 ist Jeschua als etwa 37-jähriger Mann in einem Steinbruch vor den Toren Jerusalems an den Pfahl genagelt und zu Tode gefoltert worden.

Über seinen Kopf ließ der kaiserliche Präfekt Roms, der das Todesurteil gefällt hatte, ein Brett an den Hinrichtungspfahl fest machen. Darauf stand das Schuldurteil: „*Das ist Jeschua von Nazareth – der König der Judäer*“, das heißt dem Sinn nach: Schuldig der Majestätsanmaßung und des Hochverrats.

Doch nichts, was Jeschua lehrte, konnte die Organe der römischen Imperialmacht herausfordern. Es existiert kein einziges Zeugnis für

irgendwelche machtpolitische, revolutionäre Ambitionen Jeschuas, die den Vorwurf eines Majestätsdeliktes rechtfertigen könnte.

Nie hat er die Torheit begangen, die absurde, längst desavouierte, jeder politischen und geistigen Ernsthaftigkeit beraubte Messiaswürde für sich zu beanspruchen.

Nie hat er die ihn ständig umgebende Menschenmenge politisch missbraucht. Statt dessen hatte er politische Klugheit angemahnt und war stets darauf bedacht gewesen, die römischen Verwaltungs- und Militärbehörden nicht herauszufordern.

Wäre es anders gewesen, hätte der römische Präfekt von etwaigen reichspolitisch relevanten Verfehlungen schon vor der für Jeschua tödlich endenden Gerichtsverhandlung Kenntnis haben müssen.

Zumindest die Verrücktheit, sich sozusagen unter den Augen der römisch-imperialen Militärbürokratie den messianischen Königstitel anzumaßen, hätte als solche in den Verwaltungsakten vorhanden und dem Präfekt erinnerlich sein müssen.

Jeschua hat politische Macht als gefährlich und verderblich abgelehnt. Als einmal eine törichte messiaspolitische Bitte an ihn gerichtet wurde, antwortete er darauf: *Ihr wisst doch, dass die, welche als Beherrscher der Nationen gelten, ein Gewaltregiment über die Völker führen, und dass ihre subalternen Bonzen die Menschen vergewaltigen. Bei euch soll das so nicht sein. Wer unter euch ein Privilegierter sein will, soll Diener sein.*

Als die Massen ihn festhalten und zum Messiaskönig ausrufen wollten, entzog er sich ihnen. Physische Gewalt, das bevorzugte Instrument der Machtpolitik, um Menschen gefügig zu machen, war Jeschua in besonderem Maße suspekt. „*Alle, die zum Schwert greifen*“, sagte er, „*kommen um durch das Schwert*“.

Kein Wunder also, dass der höchste kaiserliche Beamte in Jerusalem den Mann aus Nazareth überhaupt nicht kannte, von ihm nie gehört hatte als zum Verhör man abführte. Ein wichtiges Indiz dafür, dass Jeschua bisher keine Konflikte mit römischen Behörden und Personen ausgetragen hatte, dass er bei der römischen Provinzialregierung weder angezeigt und angeklagt noch von ihr verfolgt und verhaftet worden war.

In der Tat konnte Pontius Pilatus in der aktuellen Anklage, die das theokratische Prinzipat Judäas vorbrachte, kein Indiz für ein reichspolitisch relevantes Verbrechen erkennen.

Und doch sollte dieser Tag nicht enden, ohne dass der weltgeschichtlich größte Sohn Palästinas von eben diesem römischen Präfekten Pontius Pilatus als politischer Staatsverbrecher zum Tode verurteilt und unter Spott und Hohn an den Hinrichtungspfahl genagelt werden und qualvoll sterben würde.

Jeschua begann nach seinem Weggang von Jochanan als Wanderlehrer auf Straßen und Plätzen, in Dörfern und Städten Palästinas und gelegentlich in den religiösen Versammlungshäusern, sowie in den äußeren Bereichen des Tempels in Jerusalem zu lehren.

Die Erwartung Johanans vom alsbald anbrechenden messianischen Reich des Gottes Jahwe transformierte Jeschua von einem endzeitlichen Heilsereignis zu einem sozialreligiösen Ethos.

Statt der von Jochanan geforderten Buße und Umkehr forderte Jeschua eine einsichtige Rückbesinnung auf die sozialetisch wirkenden Kräfte des Menschen.

Er forderte selbstverständliche Achtung und bedingungslose Liebe der Menschen untereinander und zu dem Schöpfervater. Gesinnungsethos galt ihm mehr als Gesetzesgehorsam und Gehorsamsmoral.

Würde sich diese Ethik in den Herzen auch nur weniger Menschen in ihren Absichten und Handlungen wirksam realisieren, wäre der Keim aufgebrochen und das göttliche Milieu könnte sich aus kleinsten Ansätzen entfalten und gesellschaftlich manifestieren.

Jeschua verglich den Keim und das sich entfaltende Göttliche Milieu mit einem Senfkorn, aus dem sich ein gewaltiger Baum entwickeln kann. Er sagte, die Menschen trügen diesen Keim in sich und es sei falsch, ihn außerhalb des eigenen Herzens zu suchen.

Das Göttliche Milieu war der Kern seiner Lehre. Er umschrieb es gemäß dem höchsten Ideal, das seine Zuhörer kannten, mit den Begriffen *Gottesreich* oder *Reich der Himmel*, beides *Umschreibungen für die verbotene Nennung des Gottesnamens Namens Jahwe*. Jedes Lehrbeispiel, jede Parabel, jeder Lehrspruch zielte darauf ab, seine Zuhörer zu befähigen das Göttliche Milieu des Friedens um sich herum zu realisieren.

Insofern war seine Lehre eine ebenso revolutionäre wie realistische Utopie. Sie hatte nichts mit der fatalen Erwartung eines grausam ungerechten Endzeitgerichtes und einer katastrophalen Umwandlung der Erde in ein hierarchisches Gottesreich zu tun, dessen Hauptstadt ausgerechnet die Stadt sein sollte, die er Mörderin nannte, Jerusalem.

Göttliches Wirken erklärte er im Bild väterlicher Fürsorge und Barmherzigkeit, ohne dogmatische Indoktrination, ohne religionsgesetzlichen Gehorsamszwang, ohne Straf- und Racheandrohung und unabhängig von rituellen Opfern und Gebeten. Das Wirken Gottes ist jedem erfahrbar, der sich ihm in gläubigem Vertrauen und kindlich-naiver Liebe zuwendet.

Den von Tradition und Liturgie aufs übelste vorbelasteten Begriff Gott mied er in seinen direkten Lehrsätzen. An Stelle dessen setzte er das Wort Abba, das den Menschen von Kindesbeinen an vertraut war. Das aramäische Abba ist nur behelfsmäßig mit Vater übersetzbar, weil in ihm Ideale mitschwingen, für die andere Sprachen mehrere Ausdrücke verwenden müssen.

Theologische Spekulationen, lehramtliche Würde und Exklusivität und elitäre Schriftgelehrsamkeit waren ihm zuwider. Was Jeschua lehrte, das lebte er. Seine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit waren beeindruckend.

So mied er das Pronomen „Ich“ und gebrauchte statt dessen das aramäische Idiom bar nasch, Menschensohn. Das bedeutete unsereiner oder man.

Gegen Ignoranz und Gottesverdunkelung

Die direkte Konfrontation mit dem Gottesstaat mied Jeschua nicht nur sondern er suchte sie. Seine Nonkonformität trat neben seine öffentlichen und überaus riskanten Gesetzesinterpretationen und –brüchen auch in entscheidenden Details der vom Gottesstaat geforderten Traditions- und Bekenntnistreue ans Licht. So existiert z.B. kein einziges Zeugnis darüber, dass Jeschua sich faktisch und mit allen Konsequenzen zur jüdischen Religion und Tradition bekannt hatte. Im Gegenteil: er verglich das gottesstaatliche Traditionssystem mit alten Ziegenhäuten, die man als Wasser- und Weinbehälter benutzte. Er sagte, diese alten Schläuche würden die Gärung seines neuen, jungen Weines nicht aushalten. Der junge Wein

würde die alten morschen Schläuche sprengen und beides - Wein und Behälter - käme zu Schaden.

Es findet sich auch kein Zeugnis darüber, Jeschua habe den zentralen Bereich des Jahweheiligtums, den sogenannten Vorhof der Israeliten, je betreten, dass er den jüdischen Gott dort angebetet oder rituell verehrt hat. Die Berichte haben nichts zu erzählen von irgendwelchen liturgischen und zeremoniellen Handlungen, die Priester im Auftrage Jeschuas oder er selbst zelebriert haben, auch nicht, dass er irgendwelchen Opfern beigewohnt hätte. Derartige religiösen Pflichten hat er ganz offensichtlich nicht erfüllt. Wenn davon berichtet wird, er sei „nach seiner Gewohnheit,“ an den Festen hinauf zum Tempel gegangen, dann verbindet sich damit nicht die obligatorische Erfüllung liturgischer oder anderer Pflichten, sondern die Tatsache, dass Jeschua die Anwesenheit großer Pilgermassen suchte und die äußeren Bereiche des Bauwerks, z.B. den Vorhof der Heiden, als Forum nutzte.

Seine Geringschätzung des Tempels lässt sich aus seinen Worten heraushören: *Reißt euren Tempel ab, ich baue in drei Tagen einen neuen.* Und er sagte dem Tempel mitsamt seinem gewaltigen Priesterapparat und den ungeheuren Schätzen den alsbaldigen Untergang voraus. Nichts als ein Haufen Steine sollten von ihm bleiben; sie werden heute ausgegraben. Aber auch über Jeschuas Einhaltung der dem Juden im privaten Bereich auferlegten religiösen Pflichten schweigen die Berichte. Gelegentliche Schriftlesungen in Synagogen dienen ihm weniger der Erbauung denn als Reflexion seiner Lehre. Und das einzige Sedermahl, von dem berichtet wird, ist jenes Passahmahl, mit dem er sein öffentliches Wirken angesichts seines drohenden Verhängnisses endgültig abschloß. Er zelebrierte damit seinen endgültigen Bruch mit dem „Alten Bund der Israeliten mit Jahwe“ und setzte an dessen Stelle seinen „Neuen Bund“.

Wenn Jeschua von Gott redet, spricht er niemals von dem anthropomorphen Tempelgott der Priesterschaft, oder dem Gott der Schriftgelehrten, jenem eifer- und rachsüchtigen Herrscher über den Gottesstaat, der seine Bundesrechte unerbittlich einfordert. Mit Berufung auf die Offenbarungstradition identifizierte man den All-Einen Gott Jahwe, der sich zuerst den israelitischen Ervätern Abrahams, Jakobs und Isaaks als *EI-Schaddaj* offenbart haben soll, redaktionell mit dem noch nicht monotheistischen Schöpfergott der vorpatriarchalen Überlieferungen, dem

Gott Adams und Noahs. Die Menschen, die Jeschua zuhörten, durften den „ehrfurchtgebietenden“, den „unaussprechlichen“ Namen ihres Gottes, das Tetragramm *JaHWe* in ihren Gebeten nicht mehr aussprechen. Die Anrufung Jahwes mit seinem Namen war allein dem Hohepriester vorbehalten und auch ihm nur einmal im Jahr am Versöhnungstag. An seiner Stelle las der Jude *Adonai*, „mein Herr“. Aber auch diese Anrede wurde bald nicht mehr benützt und durch die Abstraktion *Himmel* ersetzt, ein Wort, das im Hebräischen nur in der Zweizahl (Dual) vorkommt. Der Gebrauch von *Himmel* als Gottesnamen war den Römern so auffällig, daß sie die Juden ironisch *coelicolae*, das heißt „Himmelsanbeter“ nannten. Neben *Himmel* kannte man auch die Bezeichnung *Der Heilige*, die mit dem Segensspruch *gelobt sei er* ergänzt wurden.. Die ausgreifende Abstrahierung führte dazu, den verbotenen Jahwe-Namen auch mit den Begriffen *Der Ort*, *Die Kraft zu umschreiben*, insbesondere mit dem Ausdruck *Schechina* „göttliche Gegenwart“. Eine weitere Stufe dieser Entwicklung zeichnet sich in der Übernahme des Begriffs *Die Stimme Gottes*, und daraus schließlich *ma'amar* oder *memra* „Wort“ ab, ein Begriff, der inhaltlich dem griechischen *Logos* entlehnt sein dürfte, der bei Heraklit im Sinne von Weltidee und Philon im Sinne von Weltvernunft gebraucht wird.

Jeschua hält sich weder formal noch inhaltlich an die fortschreitend abstrahierende Spekulationen der jüdischen Theologie, die das Göttliche und Spirituelle dem einfachen Menschen völlig entfremdete, die Glaubensfähigkeit verschliss und die religiöse Heimatlosigkeit bei gleichzeitig umfassend religionsgesetzlicher Bedrückung vertiefte. Er definiert Gott assoziativ als *Vater*, zu dem der Mensch ohne Vermittlung, ohne Einhaltung gesetzlicher oder ritueller Normen in permanenter Beziehung steht. Der Gott in Jeschuas Lehre ist frei von nationalen und kulturellen Begrenzungen, frei von beengenden Gehorsamszwängen und frei von einer Theologie des Hasses und der Rache, ein Gott, dessen Liebe und Fürsorge sich nach dem Bild eines archaisch-idealen Vaters nie erschöpft, sofern sich der Mensch ihm in unbefangenen Vertrauen zuwendet. Aus dieser Gottesvorstellung entwickelt Jeschua konträr zum jüdischen Religionsgesetz seine allgemeingültige Ethik, die bestimmt wird von den Werten schlichter wie tief überzeugter Frömmigkeit, sozialer Verantwortung und kompromißlos aufrichtiger Gesinnung. Die Projektion einer Welt, die durch die Realisation dieser Werte neu geschaffen

wird und in und mit der sich der seit Urzeiten geglaubte Heilswille Gottes konkretisiert.

Gesinnung kontra Gehorsam

Geradezu eklatant und herausfordernd ließ es Jeschua an dem gesetzlich eingeforderten Gehorsam gegenüber allen Eckpunkten der jüdischen Tradition mangeln. Dieser Ungehorsam disqualifizierte ihn zwangsläufig als Sünder und Frevler gegen die göttliche Weisung und damit als Verräter des Gottesstaates.

Das Wort Gehorsam ist aus dem Munde Jeschuas bezeichnenderweise nicht zu hören. Seine Gesinnungsethik kann auf dieses Folterinstrument für die menschliche Freiheit in der Hand der Mächtigen völlig verzichten.

Als er einmal aus dem Hinterhalt gefragt wurde, welches denn das größte Gebot sei, sagte er, das ganze Gesetz samt seiner prophetischen Interpretation erschöpfe sich allein im Gebot der Gottes- und Nächstenliebe. Von Gehorsam war da kein Wort.

Und bei einer anderen Gelegenheit sagte er im Rahmen einer Unterweisung über das soziale Zusammenleben der Menschen, das Gesetz und dessen Kommentierung durch die Propheten erfülle sich bereits, wenn die Leute stets so handelten, wie sie es auch von ihren Mitmenschen erwarteten..

Das war keine Gehorsamsmoral, das war Gesinnungsmoral. Gott lieben und seinen Mitmenschen wie sich selbst und dazu die individuelle Erwartungshaltung zur allgemeinen Handlungsmaxime zu erheben, das war die Ethik Jeschuas, mit der er die Thoraorthodoxie relativierte.

Dort wo diese Ethik das Leben der Menschen bestimmte, dort wurden sie auch frei und fähig, das göttliche Milieu zu entfalten.

Ethik kontra Gesetz

Der Behauptung des jüdischen Professors Klausner, Jeschua habe kaum eine Maxime ausgesprochen, die dem Judentum von Grund aus fremd gewesen wäre, ist prinzipiell nicht zu widersprechen.

Man muss allerdings entgegenhalten, dass die Ethik Jeschuas in ihren Grundzügen noch weitaus intellektueller und ausgeprägter von Taoismus,

Buddhismus und Vedantismus mitgetragen wird, als von der jüdischen Weisheit.

Jeschua hat ja auch nicht behauptet, dass er der Erfinder von etwas Neuem sei. Er hat betont, das „Gesetz“ nicht aufheben sondern erfüllen zu wollen. Dass er damit nicht das jüdische Religionsgesetz gemeint haben konnte, von dem er sich lossagte und dessen Missbrauch er auf Schritt und Tritt anprangerte, muß außer jedem Zweifel liegen.

Jeschua hat die allgemeine humane und religiöse Grund- und Gesinnungsethik freigelegt, die in der alten Thora stellenweise zum Ausdruck kam, unter der Last der erstarrten Gesetzesreligion jedoch verschüttet und begraben wurde.

Er hat sie aus der Enge ethnischer Vereinnahmung wieder ans Licht gezerrt. Er hat das sie unterwandernde Unkraut von Überlieferungshörigkeit, Wortgläubigkeit und Gehorsamsideologie ausgerissen und den Boden bereitet, dass das in ihr eingefaltete göttliche Milieu sich unter den Menschen kreativ entfalten kann.

In einer dem Alltag entliehenen Parabel schildert er die große Freude, die er selbst empfunden haben mag, als er diesen verlorenen Schatz wiederfand.

Welche Hausfrau, die 10 Drachmen hat und verliert eine davon (Ein Tageslohn), zündet nicht sogleich ein Licht an, kehrt das Haus aus und sucht alles sorgfältig ab, bis sie sie findet? Und wenn sie sie dann gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und sagt: Ach, freut euch doch mit mir. Ich hatte ein Drachme verloren und nun habe ich sie wieder.

Man muss genau hinhören: Jeschua spricht nicht von einem Schatz, den das Glück zuspießt. Er spricht von verlorengangenen und wiedergefundenem Eigentum. Er spricht von einem Verlust, der schmerzhaft erfahren und dessen Wiedergewinn um so freudiger empfunden wird.

Hier wird das wirkliche Motiv für den kurzen aber vehementen und tödlich endenden Kampf Jeschuas gegen legalisiertes Unrecht und für dessen Überwindung erkennbar. Es erinnert an die ebenfalls weltbewegende Erfahrung des Buddha unter dem Bodhibaum.

Jeschua empfiehlt die Rückkehr oder die Umkehr zu der natürlichen Grundethik, wie er sie in seiner Gesinnungsmoral und Gesinnungsreligiosität lehrt und interpretiert. Sie sei ein sanftes Joch, sagt er. Das heißt, sie ist

unkompliziert, unbelastend und erleichternd. Da er sie selbst lebte, konnte man sich davon überzeugen und einladen lassen, mit ihm zu gehen und von ihm zu lernen:

Nicht gesten- und wortreich zur Schau gestellt spricht der Mensch mit Gott, sondern in stiller, zurückgezogener Zwiesprache.

Nicht die Darbringung von Opfergaben, sondern die großzügige Entschuldung des Mitmenschen ist geweihtes Opfer.

Nicht eine herausposaunte Spende wird dem Herzen gerecht, sondern die stillen Wohltat.

Nicht das Töten ist das Verbrechen, sondern der Zorn schon, der das Herzen vergiftet.

Nicht der faktisch vollzogene Ehebruch ist das Vergehen, sondern die Begehrlichkeit schon, die das Herz verdüstert.

Nicht das Recht, Schadensausgleich zu fordern, ist dem Heil des Geschädigten dienlich, sondern dem Schädiger zu dem Genommenen noch hinzugeben, zeugt von rechter Gesinnung.

Nicht den Feind zu hassen, sondern für den Feind bei Gott im Wort zu stehen, entspricht dem Geist des göttlichen Milieus.

Jeschua und die Mittelsmänner Jahwes

Die zwischen Juden und Christen immer wieder aufflammende Frage: „*Wer trägt die Schuld an Jeschuas Tod?*“ kann mit dem folgenschweren Urteil des römischen Präfekten Pontius Pilatus als oberste Rechtsinstanz in dieser Sache nicht beantwortet werden.

Der römische Präfekt hat zwar - widerwillig und in keiner Weise überzeugt - ein Urteil auf der Grundlage gefällt, Jeschua habe sich angeblicher Rechtsverfehlungen gegen die Interessen Roms zu Schulden kommen lassen.

Dies wurde ihm aber mit der unerbittlichen Forderung der geistlichen und weltlichen Repräsentanten des jüdischen Gottesstaates nach Hinrichtung dieses Mannes angezeigt. Und die Berichte sind darin eindeutig, dass die jüdische Seite dem römischen Amtsträger keinen Spielraum ließ.

Die Ursachen dieses geschichtsträchtigen Ereignisses dürfen also nicht bei der römischen Provinzialverwaltung, sondern müssen im gottesstaatlichen

Interessengemeinde gesucht werden. Wie an einem roten Faden ziehen sich die Konflikte Jeschuas mit dem Staats-, Rechts- und Traditionssystem durch die Berichte.

Viel zu schroff und abweisend, viel zu unnachgiebig hat er sich von tragenden Elementen des Gottesstaates distanziert. Er machte Front gegen die allumfassende Gesetzesideologie, die jeden Ansatz ethischer Entwicklung und spiritueller Religiosität erstickte.

Die Vertreter des Systems, jene Gelehrten, die das Gesetz zu ihrem Lebenszweck gemacht und zu einem immer undurchdringlicheren Geflecht verdichtet hatten, machte er sich zu unnachsichtigen Feinden. Er nannte sie eine Schlangenbrut, Heuchler, voller Raub und Unmäßigkeit.

Blinde Führer seien sie, die wohl aus ihrer Suppe die Mücke fischen, das Kamel darin aber verschlucken. Er sagte, sie sorgten sich darum, vor den Leuten gesetzestreu zu erscheinen, in ihrem Inneren aber seien sie potentielle Heuchler und Gesetzlose.

Er warf den Männern des frommen Scheins schonungslos Betrug und Verantwortungslosigkeit den Menschen gegenüber vor und unermessliche Gier. Anis- und Kümmelkörnchen wögen sie penibel für die Tempelsteuer ab, klagte er sie an, die wesentlichen Dinge, Recht, Barmherzigkeit und Treue aber hätten bei ihnen kein Gewicht..

Sie reinigten rituell das Äußere von Becher und Schüssel, ihren Raub und ihre Gier aber ließen sie unberührt. So riß Jeschua dem frömmelnden Establishment die Maske vom Gesicht. Gekalkte Gräber seien sie, außen rein und weiß, innen voller Knochen und Schmutz.

XXX Jeschua ein pharisäischer Rabbi?

An erster Stelle dieser Kritik standen die Pharisäer. Aber er machte keine Unterschiede zwischen Ihnen und den Schriftgelehrten. Beiden Parteien warf er Spitzfindigkeiten, Unaufrichtigkeit und materielle Vorteilnahme vor.

Oft wird der Versuch unternommen, den Auseinandersetzungen Jeschuas mit den Pharisäern die Spitze zu nehmen, indem man ihn selbst als einen zwar nicht ordinierten aber pharisäisch sympathisierenden Rabbi interpretiert.

Der jüdische Professor Lapide z.B. behauptet, die Anrede Jeschuas mit Rabbi demonstriere eine gewisse sympathische Identität zwischen ihm und den Gesetzeslehrern

Doch dergleichen Bemühungen entbehren jeder Grundlage. Rabbi war damals noch nicht die Anrede für einen ordinierten jüdischen Geistlichen, sondern schlicht die Anrede für einen respektablen Lehrer und Lehrmeister.

Jeschua hielt von einer rabbinischen Anrede und von der elitären Kaste der Gesetzeslehrer gar nichts. Es ist unmöglich, sein vernichtendes Urteil über diese „Frommen“ zu relativieren.

Mit diesen scheinheiligen Grüblern und Schriftauslegern, die sich „gerne von den Leuten Rabbi nennen“ lassen, will er nicht im gleichen Geschirr gehen. Nicht einmal seine Anhänger will er mit ihnen in Verbindung gebracht wissen.

Das Erscheinungsbild Jeschuas wich in seinem Äußeren wie auch in seiner Lehre krass von dem der gelehrten Rabbinen ab. Deren Lehrgegenstand war das Gesetz und wieder das Gesetz. Ihre theologisch-akademische Herumtüttelei, Wortklauberei und zwanghafte Beweissuche waren ihm eindeutig zuwider.

Der Gegenstand der Lehre Jeschuas war eine sowohl religiöse wie praktikable Ethik, die er mit einer ihm eigenen Kompetenz in glatter, pointierter und kurzer Rhetorik präsentierte. Langatmiges Gerede und Gebetspalaver waren nicht seine Sache. Regeln, die er gab, waren bildhaft, einprägsam, kurz und griffig.

Und vor allem: Jeschua lehrte mit persönlicher Autorität. Er stützte sich nicht, wie Pharisäer und Schriftgelehrte, auf andere halachische Lehrer, und auf deren Lehrer, und wiederum der Lehrer der Lehrer.

Jeschua und die theokratische Gesetzlichkeit

Mit deutlicher Geringschätzung verwirft er - für einen Schriftgelehrten und Pharisäer undenkbar - die Berufung auf Überlieferer und Überlieferung, insbesondere dann, wenn sie die religiöse Ethik beugen und unter sich begraben. Ich zitiere:

„Gottes Gebot lasst ihr außer acht und haltet dafür Menschenüberlieferung.

... Ja, gelungen setzt ihr Gottes Willen außer Kraft, um an eurer Überlieferung festzuhalten.

... Ihr setzt Gottes Wort außer Kraft durch eure Überlieferung, die ihr selbst überliefert habt, und dergleichen Dinge tut ihr noch viele“.

Überlieferung und Gesetz um ihrer selbst willen entsprach nicht den ethischen und religiösen Anforderungen Jeschuas, vor allem dann nicht, wenn sie den Menschen zum mechanisch funktionierenden Objekt machten.

Denn es steht außer Zweifel, dass er Gebote und Verbote provozierend brach und verwarf, wenn sie ethisch nicht vertretbar waren. An sieben Beispielen möchte ich das präzisieren:

Vergebung der Sünden

Die Vergebung der Sünden war im Gottesstaat allein Gott Jahwe vorbehalten. Denn Sünden waren im Prinzip Verstöße gegen seine göttliche Weisung.

Stellvertretend für Jahwe stand selbstverständlich den Priestern das Privileg zu, Sünden im Rahmen eines ungeheuer aufwendigen und weitgehend öffentlichen Blutopferituals zu vergeben.

Man beachte, dass Sünden in einem Gottesstaat eben keine reinen Privatangelegenheiten sind. Sie sind stets Verstöße gegen das staatstragende Religionsgesetz. In einem Umfeld, in dem das Individuum total von religionsgesetzlichen Normen bestimmt und geleitet wird, und unter ständiger Beobachtung steht, verdichten sich Schuldkomplexe und Furcht vor öffentlicher Aufdeckung und Bestrafung leicht zu elementarer Vernichtungsangst.

Jeschua durchbrach das elitäre Vorrecht der Mittelsmänner Jahwes. Er erlöste die Betroffenen von dem seelisch verhärtenden Schuldkomplex und von den damit verbundenen Ängsten mit einer schlichten Geste der Vergebung. Und seine Anhänger forderte er dazu auf, es ihm untereinander gleich zu tun.

Damit maßte er sich ein göttliches Reservationsrecht an und machte sich der Gotteslästerung schuldig.

Ehebruch

Ehebruch galt in der Thora als Kapitalverbrechen, das mit der Todesstrafe geahndet wurde. Als Jeschua einmal überraschend mit einer auf frischer Tat ertappten Ehebrecherin konfrontiert wurde, sollte er seine Thoratreue beweisen. Er sollte der vom Gesetz befohlenen Steinigung der Bedauernswerten zustimmen.

Wäre Jeschua in diese Falle gegangen, hätte er nicht nur das Vertrauen vieler Menschen verloren, sondern sich selbst widersprochen. Das hatten die Wächter über Sitte und Moral im Namen des Gesetzes und des Gottes raffiniert in Rechnung gestellt.

Aber mit einem einzigen Satz sprach er den scheinheiligen Anklägern das Recht ab, ein Menschenleben auszulöschen, solange sie selbst nicht frei davon sind, gegen das Gesetz zu verstoßen.

Damit hatte er ein gottesstaatliches Kapitalverbrechen schlicht und effektiv relativiert.

Ehescheidung

Wenn ein Judäer eine Frau nahm, die ihm aber später nicht mehr gefiel, weil er an ihr etwas Abstoßendes entdeckte, sollte er ihr einen Scheidebrief aushändigen und sie aus seinem Hause entlassen.

Diese moralische und soziale Kälte eines durch und durch patriarchalen und willkürlichen Vorrechts, stieß die betroffenen Frauen ins gesellschaftliche Abseits. Jeschua hat dies möglicherweise am Beispiel einer guten Freundin miterlebt.

Jedenfalls wies er diese Rechtspraxis zurück und bestritt ihre göttliche Herkunft. Er akzeptierte keine Art von Scheidung und spricht von Ehebruch, wenn ein Mann dieses vom Gesetz verbrieft Vorrecht in Anspruch nimmt.

Auch damit bricht Jeschua nicht irgendein Halachagebot, sondern ein kanonisches Gebot der mosaischen Thora selbst und setzt wiederum eine Säule des göttlichen Gesellschaftsrechts außer Kraft.

Elternehrung

Die Vorschrift, Vater und Mutter zu ehren, ist eines der ältesten Gebote der Thora. Verfluchung der Eltern wurde sogar mit der Todesstrafe belegt.

Aber Jeschua berief zwei Fischer von der Seite ihres Vaters weg zu seinen Schülern, die den Alten auch tatsächlich sitzen ließen. Das war nichts anders als Anstiftung zu Thorafrevel, denn er und die Männer übertraten ein zentrales Thoragebot..

Ein anderes Mal wollte ein Mann dem Gesetz genüge tun und seinen verstorbenen Vater beerdigen, bevor er sich Jeschua anschloss. Der entwaffnende Kommentar Jeschuas dazu: „*Lass die Toten ihre Toten begraben - Du aber komm mit!*“ Auch in diesem Fall forderte Jeschua in aller Öffentlichkeit dazu auf, eine Thoravorschrift zu übertreten.

Als man ihn einmal wegen derartiger Verstöße zur Rede stellte, überführte er seine Kritiker mit ihren eigenen Waffen.

Ehre Vater und Mutter, das hat er doch befohlen, und: Wer Vater und Mutter beschimpft, soll des Todes sterben, nicht wahr? Ihr aber, was macht ihr?: Wenn einer das, was er seinen Eltern von Gesetzeswegen schuldet, zum Tempelopfer erklärt, dann ist die Sache damit schon erledigt. Eurem Profit und eurer Tradition zuliebe setzt ihr selbst das Gesetz außer Kraft.

Das sozial relevante Gebot der Eltereuerung war von Profitgier und Priesterprivilegien entwertet worden. Denn Priester genossen das Privileg der göttlichen Erwählung, das sie der Pflicht der Eltereuerung enthob. Darauf hinzuweisen, waren Jeschua wohl die gefährlichen Rechtsbrüche wert gewesen.

Fleischverzehr

Die Thoravorschriften verboten es den Judäern streng, nicht ausgeblutetes Fleisch oder gar Schweinefleisch zu essen. Schweinefleisch galt als so unrein, dass ein Gastgeber schon eklatant gegen die Thora verstieß, wenn er auch nur ein Minimum davon dem Essen zusetzte.

Jeschua setzte die sakrosankten Speisegebote mit sarkastischen Worten außer Kraft. Er sagte:

Nichts kann den Menschen unrein machen, was von außen in ihn hineinkommt. Sondern, das, was der Mensch aus seinem Inneren nach außen entlässt, das macht ihn unrein!

Dass er mit Steuereinnehmern im Dienste Roms und mit Sündern, also Thoraverächtern, aß, brachte ihm die barsche Missbilligung und Verachtung der Pharisäer ein, und zudem den unfeinen Titel ein Fresser und Säufer zu sein. Man wusste ja, dass Steuereinnahmer und Thoraverächter sich bei ihren Mählern anderen Freuden zuwandten, als der Einhaltung der strengen Thoraischen Speisegebote.

Und Jeschua wurde wohl unterstellt, dass er von diesen Gastgebern auch gar kein koscheres Mahl erwartete, sonst hätte er ja nicht teilgenommen. Das musste von den Eiferern als besonders spektakuläre Demonstration gegen die Speisegebote der Thora empfunden werden.

Das Reinheitsgebot

Das Reinheitsgebot schrieb vor, sich vor dem Essen die Hände zu waschen. Was heute eine Sache einfacher Hygiene ist, war damals ein Prüfstein für Gesetzestreue.

Als Jeschua einmal Pharisäer aus Jerusalem nachgelaufen waren, um ihn in eine Diskussion über die Gültigkeit des Gesetzes zu manövrieren, fanden sie in der Nachlässigkeit seiner Schüler sofort einen geeigneten Ansatz.

Warum übertreten deine Schüler die Überlieferung der Alten?, fragten sie. Trocken antwortete ihnen Jeschua: *Warum denn übertretet ihr die Gebote*

Gottes um eurer Überlieferung willen? Die Herren wussten mit dieser Antwort durchaus etwas anzufangen.

Sabbatgebot

Die Sabbatgebote, ihre Ausformung und die Überwachung ihrer Einhaltung waren eine Spezialität der Pharisäer. Jeschua setzte sich mit diesem Komplex besonders intensiv auseinander. Er prangerte die unsoziale Absurdität vieler Sabbatgebote auf oft drastische und spektakuläre Weise an.

Schon in der alten Thora war die Arbeit am Sabbat unter Androhung der Todesstrafe verboten. Verboten war es auch, am Sabbat ein Feuer anzuzünden. Als ein Mann am Sabbat auf einem Feld Holz aufblas, wurde er auf Befehl des Gottes Jahwe, vermittelt durch Mosche mit Steinen erschlagen.

Der Talmud zählt 39 Arbeiten auf, die am Sabbat verboten sind: vom Säen bis zum Backen, vom Weben bis zum Nähen, vom Auslöschen bis zum Anzünden, vom Hämmern bis zum Bauen, u.s.w..

Und die Thoragelehrten zerbrachen sich allen Ernstes den Kopf darüber, ob ein Ei, das am Schabbat gelegt wurde, gegessen werden durfte oder nicht.

Einen besonderen Raum nimmt das Hinaustragen von Gegenständen in den öffentlichen Bereich ein. Kleinste Mengen von Milch oder Honig, von Öl und Salbe, von Wasser und anderem Flüssigen waren verboten und brachten dem Zuwiderhandelnden die Strafe eines Sündopfers ein.

Der Sabbatzwang führte vor allem in medizinischer Hinsicht zu untragbaren und ungerechtfertigten Härten. Da es z.B. verboten war, am Sabbat Salben anzurühren und nicht lebensgefährliche Krankheiten zu heilen, spuckte Jeschua einmal auf den Boden, rührte eine Salbe aus Speichel und Dreck an und bestrich damit die Augen eines Blinden, und heilte ihn.

Die Klagen der Gesetzeshüter über Sabbatverletzungen seiner Anhänger wies er zurück. Und einen Mann, den er an einem Sabbat geheilt hatte, befahl er, seine Bahre zu nehmen und sie nicht etwa nach Hause zu bringen, sondern gegen das Transportverbot am Sabbat „*umherzutragen*“.

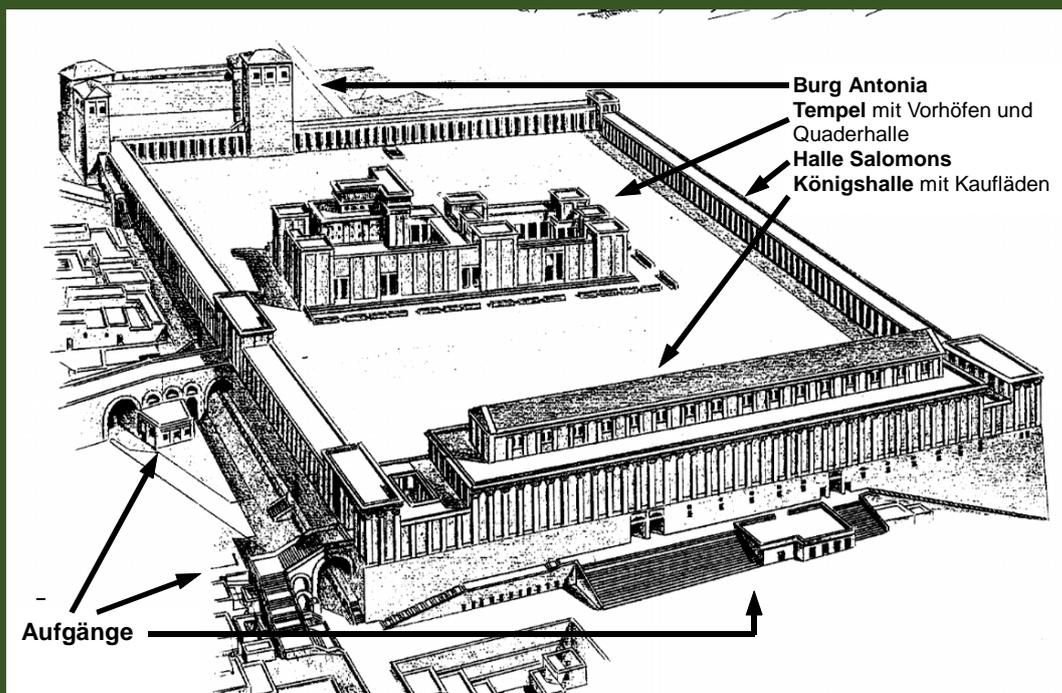
Konflikt mit dem Tempelklerus

Der sozialdemokratische Bundeskanzler und Christ Helmut Schmidt hat einmal gesagt, mit dieser Ethik könne man keine Politik machen. Und auch einfache Christen schütteln das leichte Joch Ihres Religionsstifters ab.

Sie behaupten, sie sei im Alltag nicht durchsetzbar, es sei ein Konzept für Heilige und so recht nur für Jeschua selbst als Sohn des allmächtigen Gottes tragbar.

Damit machen sich die Christen nicht nur selbst überflüssig, sondern auch Jeschua und seinen Streit für einen längst überfälligen ethischen und religiösen Paradigmenwechsel.

Dass Jeschua seine Lehre auch politisch für verbindlich hielt, zeigt eine lebensgefährliche Agitation gegen die aristokratischen Tempelherrscher und politischen Repräsentanten des Gottesstaates.



Der Vorfall ereignete sich an einem Tag, an dem man die Vorbereitungen für das Passahfest traf. In ihrem Sog verwandelte sich der Vorhof des in

Marmor und Gold gleißenden Jahwe-Heiligtums in ein brodelndes Gemisch aus Viehmarkt und Devisenbank.

Weil das Geld der Welt angeblich unrein war, musste es im Vorhof des Tempels erst einmal in die rituell reine tyrische Währung gewechselt werden. Natürlich war es kein Zufall, dass die rituelle Reinheit der tyrischen Währung mit ihrer besonderen Reinheit des Silbers zusammenfiel.

Zahllose Pilger aus Palästina und aus dem Ausland wechselten also auf dem Tempelberg ihre Devisen in tyrisches Silber. Das nun rituelle, in Wichtigkeit aber materiell reine Silber opferten sie Jahwe, und in dessen Namen verschwand es in der Schatzkammer der Tempelpriester.

Dann kauften die Pilger ihr Passahopfer, und vereinbarten dessen Schlachtung und Opferung, was auch seinen Preis hatte. Das alles spielte sich in einem infernalischen Tohuwabohu ab.

Das Geschrei der Wechsler, welche die Annahme dieser und jener Währung an- und Zins und Zinseszins feilboten; der Lärm der gewaltigen Menschenmasse; das marketenderische Gekreische der Tierhändler, das ängstliche Blöken Tausender Tiere, die in den heiligen Hallen misteteten; der penetrante Geruch frischen Blutes in den Schalen der Opferpriester, und der Gestank verbrennenden Fleisches auf dem riesigen Brandopferaltar; dazu die plärrenden Stundenposaunen und der monotone Gesang der levitischen Chöre.

Wer hier noch die Gegenwart des kosmischen Weltenschöpfers und seine Wohnung unter den Menschen erahnen konnte, musste selbst nach antikem Geschmack alle Sinne eingebüßt haben. Dem Galiläer Jeschua jedenfalls trieb die von materieller Gier geprägte Szene und die gotteslästerliche Entwertung eines frommen Idols den Zorn ins Blut.

Plötzlich zog er einen Strick hervor, schlug auf die Wechsler ein und warf mit den Füßen ihre Geldtische um. Er schrie die Verkäufer der Opfertiere an, ihre Gestelle fortzubringen. Dann trieb er alle miteinander, samt ihren Schafen, Lämmern, Tauben aus der Halle hinaus.

War das nun heiliger Zorn, prophetischer Eifer für das Haus Jahwes, wie man später glauben wollte? - Das ist bei Wertung der Gesamtpersönlichkeit Jeschuas eher unwahrscheinlich. xxx

Er hat den Tempelberg niemals als geheiligte Niederlassung der Allgegenwart Jahwes verehrt und dort auch nie ein Gebet zu ihm gesprochen, geschweige denn ein Opferritual ausgeführt, jedenfalls schweigen die Berichte darüber.

Diese Peitschenschläge galten nicht der sogenannten Reinigung des ohnehin ideell und materiell korrumpierten Heiligtums. Sie galten auch nicht den Viehhändlern und Wechslern. Die hatte es ja schon immer im weitläufigen Tempelvorhof gegeben. Jeschua kannte den Betrieb von Kindesbeinen an.

Diese Peitschenschläge waren der lebensgefährliche Schlagabtausch zwischen dem Galiläer Jeschua und dem korrupten, adelig-klerikalen jüdischen Establishment. Sie zielten in Richtung jener, denen die fromme Pflicht der verarmten Leute nichts war, als ein schamloses materielles Kalkül.

Jene Herren der sadduzäischen Tempelpartei waren gemeint, die den Tempel als ihre Goldgrube betrachteten, die die verachtete Kaste der Habenichtse ausbeuteten und betrogen. Die Worte Jeschus, mit denen er seine Aktion begleitete, bestätigen das. *„Mein Haus wird Gebetshaus gerufen für alle Völker! - Doch ihr, ihr habt es zur Räuberhöhle gemacht.* rief er in unmittelbarer Nähe zur Tempelbehörde den lauenden und wütenden Würdemännern zu.

Das Zitat war wohl überlegt und gewählt. Denn die Berufung auf die beiden Prophetensprüche schloss die sofortige Anwendung der Strafparagrafen aus, die jede Entweihung des Tempels mit der Todesstrafe ahndeten.

Die provozierte Tempelgeistlichkeit musste das sofort begriffen und erkannt haben, dass hier eine gut durchdachte Agitation ablief. Grimmig mussten die Lenker des Gottesstaates zunächst tatenlos zusehen und zuhören, wie der galiläische Underdog mit unerwarteter Kompetenz gegen sie anstand.

Wie er ihren unsozialen und unmoralischen Missbrauch des Heiligtums brandmarkte, in dem zwar kein Hammerschlag ertönen durfte, das marketenderische Tohuwabohu und der Klang des Geldes aber den Gott nicht störte.

Aber, die sonst ideologisch miteinander rivalisierenden Hohepriester und die Wächter über Gesetz und Tradition verschworen sich, diesen Mann zu beseitigen. Man wusste nur noch nicht, wie das zu bewerkstelligen sei, weil man noch die Reaktion der Volksmenge fürchtete.

Aber sein Tod wurde wieder einmal zur ingrimmig beschlossenen Sache. Denn der Tempel war wie das Religionsgesetz eine unerschöpfliche Einnahmequelle für sie, die Privilegierten. Sein Reichtum war immens. Die Stätte der angeblich Ewigen Gegenwart Jahwes hortete in ihren unterirdischen Schatzkammern ein unermessliches Kapital an Silbergeld.

Von allen Anhängern des wahren All-Einen Gottes Jahwe, von Asien bis Europa, wurde die Kopfsteuer eingetrieben. Man sammelte das Geld in Städten wie Ephesus, Sardes, Kyrene, Apamea Laodizea, Pergamon u.a. und brachte es von da in Spezialtransporten nach Jerusalem.

Einträgliche Wallfahrten

Eine weitere profunde Einnahmequelle stellten unter anderem die Wallfahrten dar. Gleich drei Mal im Jahr musste jeder Judaer, egal wo er wohnte, vor dem Angesicht des Gottes im Tempel erscheinen. Drei Mal im Jahr mussten die Wallfahrer Haus und Hof, Arbeit, Acker, Vieh und alle sonstigen Fürsorgepflichten wochenlang in größter Sorge hinter sich lassen.

Drei Mal im Jahr hatten sie die gesundheitlichen und anderen Risiken der langen beschwerlichen Märsche in Kauf zu nehmen, die Kosten dieser Wallfahrten und vor allem die Opfergelder zu tragen, die ebenfalls drei Mal im Jahr den Säckel der leerten.

Und aus den Berichten wissen wir, dass die Männer nicht allein, sondern mit der ganze Familie nach Jerusalem zogen. Und aus Sicherheitsgründen - die Wallfahrer führten ja die Opfergelder mit sich - machte man sich in größeren Reisegruppen auf den langen und beschwerlichen Weg.

Verständlich, dass die Begeisterung über dergleichen Pflichten gerade bei den kritischen Galiläern sich in Grenzen gehalten hat. Im Gegensatz übrigens zu frommer Schwärmerei, die glauben machen wollte, dass diese Wallfahrten *von munterem Geschwätz, Gebet und Psalmengesang begleitet* waren.

Denn, um z.B. die ungefähr 135 Km zwischen Nazareth und Jerusalem zu bewältigen, war man wenigstens vier anstrengende Tage auf den staubigen Straßen Palästinas unterwegs. Und das nicht auf blumengesäumten Wegen unter strahlender Sonne, sondern auf gefährlichen Routen bei Hitze und Kälte.

Die Wallfahrtsrouten führten über karge Berg- und Talstrecken und teilweise durch verfeindetes Gebiet. Die Menschen hatten unter Hunger, Durst und Hitze, und noch vielen anderen Unbequemlichkeiten zu leiden, vor allem bei Nacht.

Kamen die Wallfahrer endlich müde und erschöpft mit Blasen an den Füßen in Jerusalem an, hatten sie sich vorschriftsmäßig fröhlich zu zeigen und alsdann mit Jubel und Freude an den für sie kostspieligen Festen teilzunehmen.

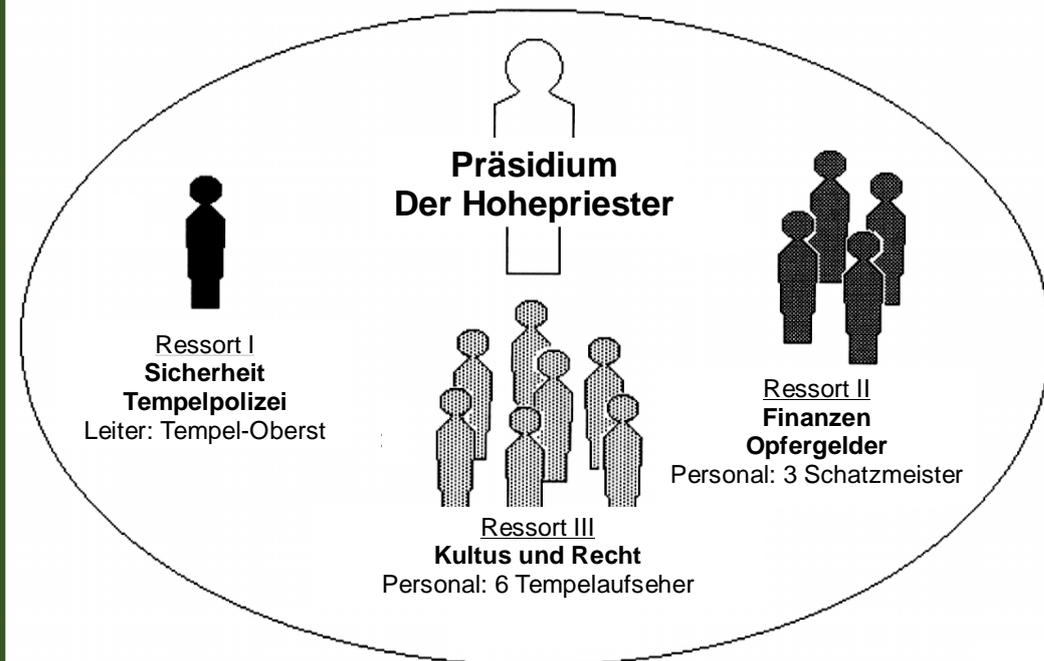
Konfrontiert mit dem protzigen Reichtum derer, die von den Strapazen und Opfern der kleinen Leute nicht schlecht lebten, dürfte mancher Galiläer eher über die offenbare Ungerechtigkeit Jahwes nachgedacht als gejubelt haben.

Der Galiläer Jeschua hat die Leiden und die Armut seiner Landsleute einerseits und den Profit der Priester und die Hortung des gewaltigen Schatzes unter ihrem Tempel andererseits gewiss nicht als gerechtfertigt angesehen.

Korruption und Sittenlosigkeit der Tempelgeistlichkeit und der Gesetzeshüter

Wer waren jene Hohepriester und Ersten des Volkes, die Jeschua mit seiner gefährlichen Aktion im Tempel angegriffen und so getroffen hatte, dass sie sich nach diesem Vorfall gegen alles Recht gegen sein Leben verschworen?

I. Fraktion „Die Hohepriester“



Im Gottesstaat Israel waren neben der Römischen Administration, vertreten durch Pontius Pilatus vor allem die sadduzäischen Hohepriester die politisch entscheidende Kraft.

Die größte Fraktion im Hohen Rat bildeten zwar die Pharisäer und Schriftgelehrten. Sie waren jedoch zu sehr in einzelne Schulen gespalten und in interne ideologische Zwistigkeiten verwickelt, um sich gegen die straff abgestimmten Sadduzäer behaupten zu können.

Sie wurden nur allzu leicht Opfer der klerikalen Ratsfraktion. Deren Block hielt bei allen Verhandlungen und in den häufigen Auseinandersetzungen mit den Schriftgelehrten und Pharisäern fest zusammen. Damit erreichte es die ultrakonservative Minderheit, den Hohen Rat politisch zu dominieren.

Im Hohen Rat des Hannas und des Joseph Kajaphas begegnet man berühmten rabbinischen Namen: Saddok, Jochanan ben Sakkai, Akabja, und Nechonja. An der Spitze der Fraktion der Schriftgelehrten stand Gamaliel I, Enkel des großen Hillel. Dann war da noch Shimon, Sohn des Gamaliel und ein gewisser Nikodemus. Auch der reiche Joseph aus Ramataim gehörte

dazu. Und nicht zuletzt ein junger Mann namens Schaul, Schüler des Gamaliel, der später einmal die christliche Missionskirche gründen sollte.

Man könnte meinen, ein gottesstaatlicher Regierungsapparat wie der Hohe Rat wäre ein Hort der Moral und Gerechtigkeit gewesen. Aber die Klagen über Jerusalem und seinen Klerus und die Klagen über die Schriftgelehrten und Pharisäer stehen in allzu düsterem Kontrast zu den hohen Ansprüchen ihrer Ämter.

Sogar im Talmud hat sich die Klage eines Jerusalemer Bürgers über das Terrorregime der mit List, Gewalt und Mord herrschenden Priesterfamilien erhalten. Dort ist von gefährlichen Geheimbriefen, von Denunziation, und Meuchelmord die Rede.

Da wird über die Gangstermethoden der Hohepriester geklagt, über ihre Vetternwirtschaft und familiär abgestimmte Brutalität zum Volk.

Und Aus den Büchern des Altjüdischen Schrifttums sind weitere Klagen zu entnehmen. Da ist von lasterhaften und perversen Priestern die Rede. Oder von der moralisch korrumpierten Priesterschaft. In Kellerräumen feierten sie ihre Orgien und trieben Gräuel und Blutschande.

Im gleichen Buch an anderer Stelle wird der Hohepriester selbst angegriffen: *Wir lesen dort: Er redet und gestikuliert so heftig wie kein anderer und verurteilt die Schuldigen im Gericht mit harten Worten. Er tut wie ein Eiferer und ist der Erste, der Hand an den Verurteilten legt (z.B. Steinigung), und ist doch selber in vielfache Sünde und Unreinheit verstrickt. Seine Augen richten sich auf jedes Weib ohne Unterschied, er sündigt nachts und im Verborgenen, wo er sich ungesehen glaubt. Durch Blicke verständigt er sich mit jedem Weib, hurtig dringt er in jedes Haus ein, harmlos, als täte er nicht Arges.*

Selbst im heidnischen Ausland ist die morbide Sittenlosigkeit im jüdischen Palästina bekannt. Tacitus schreibt fünfzig Jahre nach Paulus über die Judäer: In sexuellen Dingen sind sie maßlos. Von Frauen anderer Völker halten sie sich zwar zurück, aber untereinander ist bei ihnen nichts unerlaubt.

Gewiß hat Jeschua die dekadenten Verhältnisse auf dem Tempelberg und in den Kreisen der gelehrten Sitten- und Gesetzeswächter gekannt. Und selbstverständlich haben sie sein Reden und Handeln auch motiviert.

Es liegt sogar die Annahme nahe, dass die Hohepriester davon ausgingen, Jeschua müsse über kompromittierende Insiderinformationen, möglicherweise sogar aus besten Quellen verfügt haben.

Eine versprengte Notiz im Talmud könnte jedenfalls auf diese Spur führen. Darin heißt es, dass mit Jeschua anders umgegangen worden sei, weil er der Führung nahegestanden habe. Das wäre so unmöglich nicht, hatte doch auch der Schüler Jochanan ausgezeichnete Beziehungen zum Haus des Altpontifex Hannas.

Auch die Frage, warum Jeschua von der Priesterclique nicht wenigstens auf der Stelle festgenommen und verhört wurde, fände in dieser Hypothese eine interessante Erklärung. Denn dazu hätten die Wachen bei einem so aufsehenerregenden Eklat allemal das Recht gehabt, ohne das Volk fürchten zu müssen.

Wenn man Jeschua aber jetzt erst einmal gewähren ließ und seine Beseitigung auf die legale Schiene brachte, verhinderte das nicht nur, dass er ad hoc zur Verteidigung gereizt redete, was er wusste. Es beugte auch vor, dass das Volk beziehungsreiche Fragen aufwarf.

Verfolgungspraxis und Geheimdienste - Inquisition

So ging man den stets erfolgreichen Weg der Inquisition. Erst einmal die Stimme eines Menschen, dann diesen selbst zum Schweigen zu bringen. Aus der Textlage ist das Vorgehen der Gegner Jeschuas durchaus zu rekonstruieren, wie wir noch sehen werden.

Es zielte in der Hauptsache auf das gottesstaatliche Verbrechen, die Leute zu Abfall von Überlieferung und Gesetz verführt zu haben. Die Überführung von Abfallpredigern war unter anderem Sache der gut organisierten und vor allem gut motivierten Geheimdienste. So nennt der Religionshistoriker Stauffer die Aktivisten des Gesetzes.

Aus dem Fünfbuch, dem Talmud und anderen Schriften erfahren wir von den religionsgesetzlichen Bestimmungen, auf die sich die Ermittler stützen und berufen konnten.

Danach war jeder Jудаer *berechtigt und verpflichtet*, einen Verführer mit *Hinterlist in eine Falle zu locken*, ihn auf die Probe zu stellen und zu entlarven.

Zu diesem Zweck wird der Einsatz von „*Hinterhaltszeugen*“, der in allen anderen Rechtsfällen unzulässig ist, amtlich genehmigt und empfohlen. Ich zitiere aus dem Talmud: *Man lässt eine verdächtige Person durch zwei loyale Männer unauffällig überwachen, bis der Verführer sich verraten hat..* Zitatende

Dass man in dem orthodoxen Jerusalem nicht zimperlich mit dieser Praxis umgegangen ist, bestätigt ein Gebet der Essener in Qumran. Entsetzt klagen sie darin die frevelhafte Praxis des Tempelklerikats an, dem unter dem Hohepriester Jakim 162 v.Chr. an einem einzigen Tag sechzig essenische Glaubensbrüder zum Opfer gefallen waren.

Für die Geltung und Einhaltung der Überlieferungen und Gesetzesgebote waren in vorderster Reihe die Schriftgelehrten und Pharisäer verantwortlich. Zu ihren Mitteln gehörte die spontane Steinigung. Sie arbeiteten aber auch und vor allem im Ermittlungsauftrag der Tempelzentrale.

Da wird die Einhaltung der vorgeschriebenen Sittenverordnungen in den Vergnügungslokalen durch Abgesandte des Hohen Rates ausgeforscht. Da schwärmen an Feiertagen die vom Hohen Rat gesandten Sabbatwächter in Städte und Dörfer. - Wer ihre Warnungen in den Wind schlägt, wird gleich gesteinigt.

Da werden vom Hohepriester Gesandte mit Geheimbriefen in die auswärtigen Gemeinden geschickt, mit dem Auftrag, den verdeckten Mordbefehl gegebenenfalls zu vollstrecken. Da existiert - an den Römern vorbei - eine von dem Hohepriester ferngelenkte Lynchjustiz.

Justin der Märtyrer klagt in einem Streitgespräch mit Rabbi Tarphon die widerrechtliche Praxis der jüdischen Machthaber an. Ich zitiere: *Ihr habt keine Vollmacht, Hand an uns zu legen dank denen, die jetzt die Regierungsgewalt inne haben. Aber sooft ihr einmal konntet, habt ihr es getan.*Zitatende

Und in einem Brief an den Kaiser Antonius Pius schreibt er. *Sie haben uns umgebracht, sooft sie nur Gelegenheit fanden.*

Ein besonders pikanter Zeuge für den gut funktionierenden jüdischen Geheimdienst ist ein Vertrauensmann des Kajaphas, Schüler des berühmten Gamaliel und von daher wohl erstklassiger Pharisäer. Sein Name Schaul aus Tharsos, die Christen nennen ihn Paulus.

Theokratisches Mordkomplott

Und da gibt es in der Jesus-Literatur doch tatsächlich Stimmen, die behaupten, Jeschua sei mitnichten von Judäern ausspioniert, verfolgt und zu Tode gebracht worden. Das versteht sich schwer, denn kaum ein Sachverhalt ist so klar und eindeutig überliefert, wie eben dieser.

Fragen wir die Berichte!

Man erfährt, dass niemand beliebt und geachtet war im Volk, wie Jeschua. Die Menschen liefen ihm zu Tausenden nach.

Sie deuteten sein außergewöhnliches Charisma als Eigenschaft des zu ihrer Rettung gesandten Messias. Als solchen wollten sie ihn zu ihrem König machen.

Sie hörten seine Reden gern und staunten über seine Worte und Taten.

Das rief die „Spürhunde“ Jahwes“ (Etehbert Stauffer) auf den Plan. Es wird berichtet, Jeschua in öffentliche Diskussionen über die Gültigkeit des Gesetzes verwickelt wurde, um ihn bloßzustellen.

Es wurden von ihm Wunder verlangt, um ihn als Zauberer im Bunde mit Satan überführen zu können.

Intrigen wurden gesponnen, Fallstricke wurden gelegt.

Hinterhaltszeugen und gedungene Spitzel wurden in die Menge postiert.

Und es fehlte nicht an Bemühungen, ihn in Konfliktsituationen mit den Römern, z.B. in Steuerfragen, zu manövrieren.

Die jüdische Inquisition wurde zu einem allgegenwärtigen Schatten des Mannes aus Nazareth. Und ihn ereilte das Schicksal all derer, welchen die Obrigkeit die Gnade ihrer Zuwendung entzieht, all derer, die von den Mächtigen verstoßen werden:

Freunde wandten sich ab, Schüler ließen ihn im Stich. Selbst in seinen Heimatorten Nazareth und Kapernaum wollten man von ihm nichts mehr wissen. Seine Familie suchte ihn unter dem Vorwand, er sei verrückt. Mehrfach sah er sich spontanen Tötungsversuchen bzw. gelenkter Lynchjustiz ausgesetzt.

Das Komplott zeigte fatale Wirkung.

Ohne die professionelle Arbeit der „Spürhunde Gottes“ wäre dieses Phänomen nicht erklärbar. Nehmen wir uns die Zeit und lassen wir die Berichte von der intriganten und subversiven Arbeit der Verfolger und Spione erzählen. Achten wir auf die Steigerung in der Wahl der inquisitorischen Mittel. Ich zitiere:

Öffentliche Diskreditierung

Das alles hörten die Pharisäer, die geldgierig waren. Und sie verspotteten ihn.

Verhetzung des Volkes

Da suchten die Judäer auf dem Fest nach ihm und fragten: Wo ist er? Und es war ein großes Geflüster seinetwegen in der Menge. Manche sagten: „*Er ist gut*“. Andere: Nein, „*er verführt das Volk*“.

Hinweis auf die fehlende Ordination

Da sagten die Judäer zu ihm: „Wie weist du dich aus, dass du dies tun darfst? Die Hohepriester, Schriftgelehrten und Ältesten fragten ihn: *Aus welcher Vollmacht tust du das? Oder „wer hat dir diese Vollmacht gegeben?*

Feststellung von Gesetzesübertretungen und Verführung anderer dazu:

Die Pharisäer und Schriftgelehrten empörten sich und sagten zu seinen Jüngern: *Warum esst und trinkt ihr mit Zöllnern und Sündern?* Und die Pharisäer sprachen zu ihm: *Siehe doch, warum tun deine Jünger am Sabbat, was nicht erlaubt ist?*

Feststellung der Gotteslästerung:

Wer ist der, dass er Gotteslästerungen ausspricht?

Feststellung von Satans-Besessenheit:

Die Schriftgelehrten aber, die von Jerusalem hergekommen waren,

sagten: *Er ist vom Satan besessen, und: Er treibt die bösen Geister aus durch den Obersten Satan.*

Fallenstellerei:

Sie belauerten ihn und sandten Leute aus, die sich stellen sollten, als wären sie fromm. Die sollten ihn in seinen Worten fangen, damit man ihn der Obrigkeit und der Gewalt des Statthalters überantworten könnte .

Lynchjustiz:

Und sie standen auf und stießen ihn zur Stadt hinaus und führten ihn an den Abhang des Berges, auf dem ihre Stadt erbaut war, um ihn hinabzustürzen.

Verfolgung der Anhänger und Freunde:

Doch auch einige von den Oberen glaubten an ihn, aber um der Pharisäer willen bekannten sie es nicht, um nicht aus der Synagoge ausgestoßen zu werden. Die Hohepriester beschlossen auch, Lazarus zu töten, denn um seinetwillen gingen viele Judäer hin und glaubten an Jesus.

Mordplan:

Als die Hohepriester und Pharisäer seine Gleichnisse hörten, erkannten sie, dass er von ihnen sprach. Da versammelten sich die Hohepriester, Schriftgelehrten, die Angesehenen und die Pharisäer im Palast des Hohepriesters Kajaphas und hielten mit den Anhängern des Herodes Rat gegen ihn, wie sie ihn mit list ergreifen und ihn umbringen könnten.

Von dem Tag an war für sie beschlossen, dass sie ihn töten würden. Sie fanden jedoch keinen Weg, wie sie es anstellen sollten, denn das ganze Volk hing an ihm und hörte ihn. Sie waren sich aber einig, dies nicht am Fest zu tun, damit es keinen Aufruhr gäbe.

Als ein Besonnener unter den Verschworenen, Nikodemus, die Illegalität des Tötungsbeschlusses kritisierte, antworteten ihm die Pharisäer ebenso höhnisch wie gefährlich: *Du bist wohl auch ein Galiläer?*

Bei einer Sonderversammlung im Februar des Jahres 30 setzten die Anwälte des Gottesstaates und Vollstrecker des Gesetzes Jahwes unter Vorsitz des Pontifex Maximus Josef Kajaphas das hinterhältige und

todbringende Faktum und unterbanden weitere Hinterfragungen Ihres Tötungsbeschlusses. Sie sagten: *Was machen wir? - Der tut da viele Wunder. Lassen wir ihn weiter gewähren, läuft ihm noch das ganze Volk nach und glaubt seinen Reden. Schließlich werden sich die Römer dafür interessieren und uns Jerusalem und das Volk wegnehmen.* Da sagte der Hohepriester Kajaphas: *Ach was! - Ihr versteht überhaupt nichts! Denkt ihr nicht daran, dass es euch dienlich sein könnte, dass **ein** Mensch stirbt, anstatt der ganzen Nation.*

Mit anderen Worten heißt das: jene, die Jeschua töten wollten, Priester, Ratsmitglieder, Schriftgelehrte und vor allem Pharisäer brauchten für die Ausführung Ihres Mordplanes die Duldung des noch nicht vollständig versammelten Hohen Rates, um zunächst innerjüdisch gegen Jeschua vorgehen zu können. Dazu aber war ein Argument erforderlich, welches die Interessen aller Ratsherren aktivierte. Auch die Interessen jener, die im Fall Jeschuas zu äußerster Vorsicht warnten oder mit den Betreibern seiner Ermordung persönlich, politisch oder religiös nicht übereinstimmten.

Diese pragmatische Aufgabe machte der abgebrühte Hohepriester Kajaphas zur Chefsache. Bei seiner Qualifikation war der Erfolg keine Frage. Sein Umgangston war rüde, seine Argumentation kurz, hart und brutal, und vor allem rücksichtslos.

Zunächst schob er die allen Ratsmitgliedern suspekten **Wundertätigkeit** Jeschuas in den Vordergrund. Darauf baute er die Horrorvision auf, Jeschua könnte die Massen der Ungebildeten durch seine Zaubereien hinter sich bringen.

Das hätte zur Folge, dass das von der Sadduzäischen Priesterpartei auslavierte Verhältnis zu den Römern durch innere Erschütterungen des gottesstaatlichen Regimes gefährdet würde. Das römische Militär könnte intervenieren und den Gottesstaat samt seiner Pfründe beseitigen.

Also drohte dem Volk, gemeint waren natürlich die Inhaber aller Pfründe, Vorrechte und der Macht, eine nationale Katastrophe. Die Beseitigung Jeschuas war demnach zur Abwendung einer nationalen Gefahr für den Gottesstaat legitim. Auch die Gemäßigten und Distanzierten standen also in der Pflicht, zuzustimmen.

Der hochpriesterliche Gegenspieler Jeschuas, dessen Schatten hinter all den fleißig agierenden und spionierenden Schriftgelehrten und Pharisäern stand, hatte seinem Beinamen Kajaphas alle Ehre und für seine bekannte Gemeinheit einen weiteren Beweis erbracht.

Die anwesenden Verschwörer gegen das Leben des Jeschua waren zufrieden. Sie formulierten den öffentlichen Steckbrief. Er lautete: *Wenn einer weiß, wo sich Jeschua aufhält, soll er das anzeigen, damit er festgenommen wird!*

Damit wurden die bisherigen vereinzelt Beschlüsse einzelner Parteien, Jeschua umzubringen, zu einer regierungsamtlichen Angelegenheit gebündelt.

Jeschua war schon jetzt exkommuniziert. Er gehörte nicht mehr dem Bundesvolk an und er hatte keinen Anteil am Gottesheil mehr. Er war aus dem Rechtsverband des Gottesstaates ausgestoßen. Wer sich mit ihm abgab, wer ihn deckte und ihm Obdach gab, machte sich mitschuldig.

Jeschua wich in hellenistische Städte aus, Tyrrhus, Sidon, Samaria, das Gebiet der hellenistischen Dekapolis, das bis hinauf nach Damaskus reichte. Doch Jerusalem lauerte auf ihn wie ein giftige Spinne.

Die ausgefuchsten Rechtsspezialisten des Gottesstaates spannten ihre Netze. Sie kannten sich in der Fallgrube des Religionsrechts aus. Sie würden sich mit dem Gesetz, von dem Jeschua abgefallen war, zu legitimieren wissen.

Jeschua sagte zu seiner brisanten Lage: *„Die Füchse haben Höhlen. Die Vögel des Himmels haben Nester. Unsereiner hat nichts, worauf er seinen Kopf legen kann.“*

Konstruktion einer Anklage

Der Steckbrief war nur die formaljuristische Grundlage für Jeschuas Verhaftung, allerdings mit dem intern bereits verbindlichen Ziel, ihn zu töten. Die Tötung selbst war aber damit noch nicht nach Recht und Gesetz begründet und beschlossen.

Doch um auch dieses durchzusetzen, hatten die Spürhunde Jahwes (Stauffer) schon in den vorausgegangenen Monaten intensiv vorgesorgt. Man hatte ihn in Diskussionen über die Gültigkeit der Jahwegesetze verwickelt.

Was sie zusammengetragen hatten, reichte für ein formelles Todesurteil und für seine Beseitigung mehrfach aus:

Öffentlicher Bruch des „Gesetzes“, das war Gottesfrevel.

Aufruf anderer zum Bruch von Gesetzesgeboten, das war Anstiftung zu Abfall und Verführung.

Gesetzesbruch und Verkündung des Gottesreiches in Verbindung mit Zauberei, das wies ihn als Lügenpropheten und Lügenmessias im Bunde mit dem Satan aus.

Indem er seine Vollmacht angeblich von Gott ableitete, den er seinen Vater nannte beging er elementare Gotteslästerungen.

Und die Strafen für diese Delikte waren radikal genug, um Jeschua mit endgültiger Sicherheit mundtot zu machen. Ihre Spuren finden sich im Gesetz des Mosche und im Talmud. Der Religionshistoriker Stauffer hat sie zusammengestellt. Ich zitiere:

Wer die göttliche Herkunft der Thora anzweifelt, wird verbrannt.

Die Verwerfung einer halachischen Vorschrift ist ebenso strafbar, wie die Verwerfung einer Thoravorschrift.

Wer in frecher Weise gegen die Thora spricht, der sei der Ausrottungsstrafe verfallen.

Wer das Sabbatgebot oder eine andere Vorschrift der Thora mit Wissen und Willen übertritt, ist ein Gottesverächter. Er muss verwarnet werden. -

Wenn er auf die Verwarnung nicht hört und weiterhin gegen die Thora frevelt, muss er zum Tode verurteilt werden.

Das Raufen von Ähren am Sabbat ist verboten.

Die medizinische Behandlung ist, außer in akuter Lebensgefahr, am Sabbat verboten.

Der Lügenprophet muss durch das Synhedrium abgeurteilt und hingerichtet werden. Du sollst kein Mitleid mit ihm haben ... Du sollst ihn umbringen.

Nächtliche Verhaftung

Zwei Tage vor Beginn des Passah-Festes hielt sich Jeschua noch im Haus eines aussätzigen Freundes in Bethainen verborgen. Seine Ausweglosigkeit wurde bedrückend. Er musste sich der letzten Herausforderung stellen. Da deutete er seinen Freunden an, dass seine Vernichtung innerhalb der nächsten zwei Tage unvermeidlich sein werde.

Kurz darauf lief einer seiner Schüler mit dem Namen Jehudas zu den Gegnern über und bot den Hohepriestern gegen Bezahlung einer Prämie an, den Ort zu verraten, an dem sich Jeschua verborgen hielt, sobald dies notwendig und möglich sei,.

Schon vorher hatte Jeschua einen geheimen Saal für die Feier seines letzten Sedermahls in Jerusalem organisiert. Er hatte dies seinen Schüler verschwiegen. Vielleicht hatte er in Erfahrung gebracht, dass Jehudas ihm nicht mehr loyal gegenüberstand. Gewiß aber wollte er verhindern, dass man ihn ausgerechnet während dieses Mahls, das er als Abschied und Vermächtnis mit seinen engsten Freunden feiern wollte, verhaftet wurde.

Während des Sedermahles entließ er den Jehudas mit dem Auftrag, seinen Verrat nun auszuführen. Mit den verbliebenen Schülern ging er nach dem Mahl in eine Ölbaumplantage jenseits der Tempelmauer am Ostrand des Ölberges.

Dort erwartete Jeschua sein Verhaftung, denn Jehudas kannte den Ort von seiner Gewohnheit her, auf diesem Gelände zu übernachten. Und Jeschua wusste, dass kein Zeitpunkt für seine Verhaftung besser geeignet sein würde, als der jetzige.

Es war Nacht, die Massen der Passah-Pilger und die verbliebenen Anhänger Jeschuas waren praktisch ausgeschaltet. Außerdem residierte derzeit der römische Präfekt, der als einziger die offizielle Todesstrafe über ihn verhängen und ausführen konnte, wegen der Gefährlichkeit des anbrechenden Hochfestes in der Stadt.

Während seine Schüler übermüdet eingeschlafen waren, erfassten und peinigten ihn jedoch die Vorwehen seiner grauenhaften Hinrichtung dermaßen, dass die Angst ihm das Blut aus den Hautporen trieb.

In sehr früher Morgenstunde konnte er den Fackelzug im Kidrontal sehen. Jeschua hatte sich bereits wieder gefasst als kurze Zeit später sein Schüler

Jehudas in Begleitung einer buntgewürfelten Menge vor seinem Meister stand.

Es waren Angehörige der Tempelpolizei und Knechte von Hohepriestern und Schriftgelehrten, die sich mit Schwertern und Knüppeln bewaffnet hatten. Dass Römer beteiligt waren, ist vollständig auszuschließen.

Mit einem Wangenkuss identifizierte Jehudas seinen Meister als den steckbrieflich Gesuchten. Auf Anfrage bestätigte Jeschua dies und bat seine Anhänger frei gehen zu lassen. Er wurde sogleich gefesselt und abgeführt.

Intrigante Strategie des Todes

Man brachte ihn durch das nächtliche Kidrontal hinüber in die Stadt in das Haus des Alt-Hohepriesters Hannas. Der war der Schwiegervater des amtierenden Hohepriesters Joseph Kajaphas und die graue Eminenz, die hinter den Kulissen ihre intriganten Fäden zog.

Selbstverständlich war Hannas über alles bereits informiert und dürfte zu dieser frühmorgendlichen Stunde durchaus befriedigt und gespannt auf die Ankunft des Gefangenen gewartet haben. Als Jeschua endlich in Fesseln vor ihm stand, stellte er ihm Fragen über seine Schüler und über seine Lehre.

An dieser Fragenkombination lässt sich eine ausgereifte Strategie erkennen: Die Frage nach den Schülern zielte auf die Konstruktion der Anklage vor dem römischen Präfekten. Denn es war klar, dass Jeschua exemplarisch bloßgestellt und beseitigt werden musste, um auch seine Bewegung zu zerschlagen.

Dazu musste man den römischen Präfekten verwenden, denn in seinen Händen lag die politische Kapitalsgerichtsbarkeit. Um aber den Präfekten dazu zu bewegen, den ihm unbekanntem Nazarener spontan und kurzfristig hinzurichten, waren politische Anklagepunkte zu konstruieren, die ihn zum Handeln zwangen. Und für den Fall, dass Pilatus dazu nicht hinreichend überzeugt werden konnte, musste ein pragmatisches Druckmittel parat sein.

Man brauchte also Anhaltspunkte, um Jeschua als Anführer einer messianischen Bande und als messianischen Aufrührer denunzieren zu können. Das erfüllte den Tatbestand eines Majestätsverbrechens. Und dieses zwang Pilatus unmittelbar zu reagieren.

Die andere Frage nach seiner Lehre zielte darauf ab, Jeschua vor dem Hohen Rat des Thorafrevels und der Gotteslästerung überführen zu können. Denn ohne Duldung dieses Gremiums hätte die Überführung Jeschuas in die römische Gerichtsbarkeit innerjudäisch auf Schwierigkeiten stoßen können.

Jeschua durchschaut diese Strategie und reagierte gereizt, aber korrekt auf die Fragen von Hannas. Er spielt auf Intrigen und Bespitzelungen an und sagte, er habe stets in aller Öffentlichkeit, in den Synagogen und im Tempel geredet, wo alle Judäer zusammenkommen. Man wüsste also Bescheid. Geheimbündelei habe es nicht gegeben.

Und dann berührt er den juristisch heiklen Punkt. Wieso muss er sich selbst gegen alles Recht und Gesetz belasten und sich selbst verteidigen? Wo sind die Zeugen, deren Aussagen seine Gefangennahme rechtfertigen? *Warum fragst du mich, sagt er, frag die, die mich gehört haben, die wissen, was ich sagte.*

Der Hieb wurde verstanden. Nicht nur der listenreiche Senjorpontifex, auch der Wächter neben Jeschua hat die juristische Bedeutsamkeit der nicht vorausgesehenen Reaktion Jeschuas begriffen. Er schlug ihm brutal ins Gesicht. „*Antwortest du so dem Hohepriester?*“ fährt er den Gefangenen an.

Doch Jeschua kannte sein Recht. Er war keines Verbrechens überführt und die Misshandlung war rechtswidrig. Er forderte den Schläger auf, ihm nachzuweisen, Unrechtes gesagt zu haben.

Die Stunde des Joseph Kajaphas

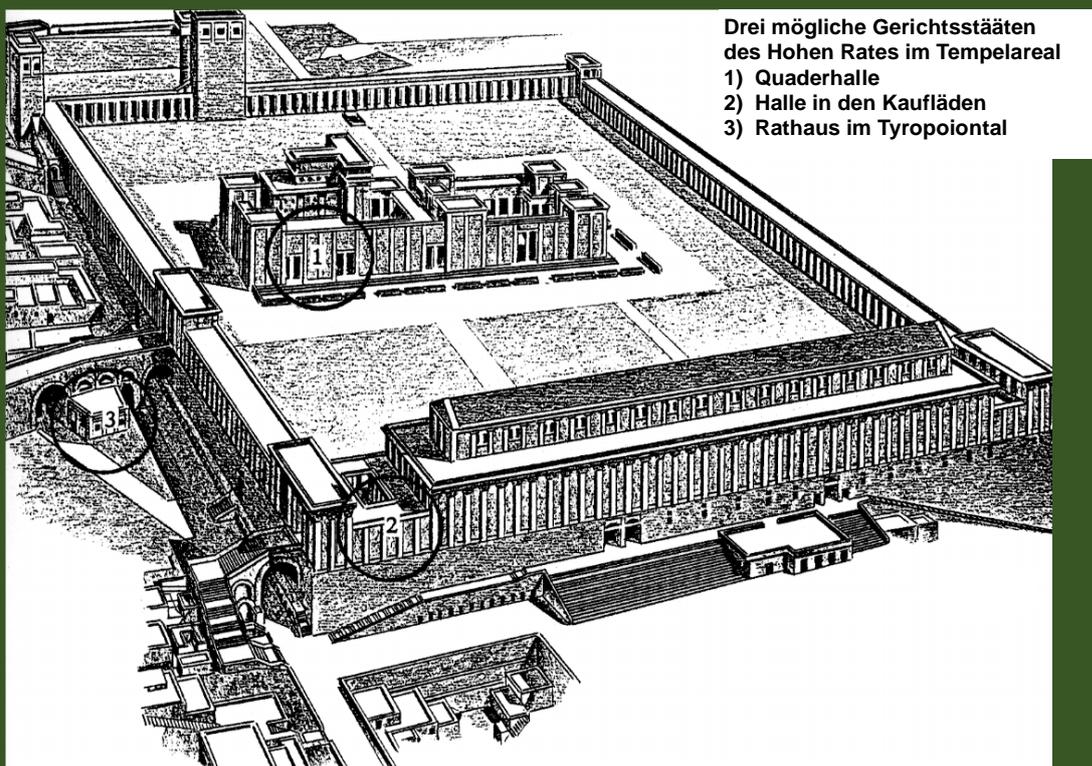
Hannas schickte die Mannschaft mit dem gefesselten Jeschua zu Joseph Kajaphas. Bis Jeschua allerdings ihm und dem Hohen Rat vorgeführt wurde, überließ man ihn der Willkür der Wachen, die ihn schwer misshandelten.

In der Zwischenzeit trafen Hannas und Kajaphas mit ihrer Ratsfraktion und jene Thoratheologen, die mit ihnen zusammen die Tötung Jeschuas beschlossen hatten, zu einer sogenannten Anakrisis zusammen.

Diese improvisierte Voruntersuchung wurde wohl für notwendig erachtet, um die Ergebnisse des Vorverhörs durch Hannas beraten, das weitere Vorgehen beschließen und das vorbereitete Zeugenmaterial koordinieren zu können.

Kajaphas hatte sich durch die Verhaftung Jeschuas unmittelbar vor dem Passahfest unter Zeitdruck gesetzt. Wollte man nicht mit dem Gesetz kollidieren, musste Jeschua innerhalb von höchstens 18 Stunden tot und begraben sein.

So stand Kajaphas vor der Aufgabe, nicht nur einen Fall für die römische Kapitalsgerichtsbarkeit zu konstruieren, sondern auch für jene Mitglieder des Hohen Rates, die nicht in dem Komplott eingeweiht waren oder ihm widersprachen.



Die erforderliche nächtliche Einberufung des gesamten Hohen Rates zu einer Sondersitzung ohne Einhaltung von Rechtsbestimmungen stellte dabei keine Schwierigkeit für ihn dar. Kajaphas konnte den Ermächtigungsparagrafen Horaath Schaah, das heißt „Gebot der Stunde“ anwenden.

In nächtlicher Frühe trat also der Hohe Rat zusammen. Jeschua wird in Fesseln und gezeichnet von seinen Misshandlungen vorgeführt. Der Präsident Kajaphas vermittelte den nächtens aufgeschreckten Räten

gelassen den Eindruck, dass trotz aller rechtlich bedenklichen Improvisation und Hektik ein ordentliches Verfahren beabsichtigt sei.

Er überlässt ihnen und den gedungenen Zeugen die erste Runde. Es könnten Fragen zu der provokanten Haltung Jeschuas zum Sabbat aufgeworfen worden sein, sicher aber wurde Jeschuas Tempelpolemik behandelt. Aber die windigen Zeugen fielen um und die Klagepunkte erwiesen sich als nicht tragfähig.

Die Rechtsabwägung der Räte war für Kajaphas und seiner hohepriesterlichen Clique nur ein eingeplantes Schattengefecht, um ihnen den Schein der Legitimität zu vermitteln. Nach dem Zusammenbruch des Zeugenaufgebots sah er jedoch den Zeitpunkt für seine persönliche Intervention und Steuerung des weiteren Verfahrens für gekommen.

Herausfordernd stand er von seinem Präsidialsitz auf und ging in die Mitte des Saales. Dort stand Jeschua gefesselt. Kajaphas pflanzte sich dicht vor ihm auf - Einschüchterungsmaßnahme und meisterhafte Regie, die den erfahrenen Inquisitor verrät.

Zunächst versucht er das Schweigen Jeschuas zu allen Vorwürfen und zu den falschen Zeugenaussagen zu brechen. *Antwortest du nichts auf das, was die da gegen dich vorbringen?*

Doch Jeschua schwieg. Was sollte er zu Zeugenaussagen sagen, die von der Versammlung selbst als unhaltbar verworfen wurden. Egal, ob Jeschua antwortete oder nicht, Kajaphas konnte es gleichgültig sein, wie er sich verhielt.

Mit einer theatralischen Beschwörung Jahwes ging der durchtriebene Untersuchungsrichter abrupt zum wesentlichen Kern der Verhandlung über. Er stellte die erste der beiden Schicksalsfragen, zu der der gerissene Hannas bereits eine Spur gelegt hatte.

Bist du der Messias?

Bist Du der Messias? Fragte der Pontifex Maximus den Delinquenten. Es wäre naiv, anzunehmen, Jeschua habe nicht sofort erkannt, dass diese Frage, die für einen Judäer kaum eine juristische Bedeutung hatte, der Schlüssel für seine Hinrichtung durch die römische Behörde sein würde.

Zwar hatte er sich niemals als Messias bekannt. Doch durfte Kajaphas darauf zählen, dass die Freunde und Anhänger Jeschuas und ein großer Teil der Judäer sein persönliches Charisma unglücklicherweise als Nachweis für seine Messianität ansahen.

Gestützt wurde dies noch durch seine Lehre vom Milieu Gottes, die durchweg, von Freund und Feind als Ankündigung des bevorstehenden messianischen Reiches missdeutet wurde.

Jeschua war sich zwar stets der Gefahr des politisch-messianischen Missverständnisses bewusst gewesen und hatte streng verboten, seine Person und Lehre in der Öffentlichkeit messiaspolitisch zu deuten. Nun aber instrumentalisierten seine Gegner dieses Mißverständnis aller Vorsicht zum Trotz zu seinem Verderben.

Von jüdischer Seite wird immer wieder darauf verwiesen, dass es nach jüdischer Rechtspraxis gar kein religionsgesetzliches Kapitalverbrechen war, sich für den Messias zu halten.

Das stimmt. Es gab viele Bandenführer und Einzelgänger, die sich zum Messiaskönig der Judäer erklärten. Jeschua hatte eindringlich davor gewarnt, diesen Narren nachzulaufen. Die meisten von ihnen von den Römern gekreuzigt.

Und gerade darauf wollte der gerissene Hohepriester hinaus. Der Hohe Rat sollte mitnichten Jeschua als Messias verurteilen, was er gar nicht konnte. Er sollte zur Einsicht gebracht werden, dass Jeschua das Volk in Gefahr brachte und zur Abwendung der Gefahr an die Römer übergeben werden müsste.

Die Antwort Jeschuas lässt erkennen, dass man ihn offenbar schon vorher um sein Wort gebracht hatte und dass ihm seine Vorverurteilung keine Möglichkeit ließ, Antworten zu seiner Verteidigung vorzubringen. *Wenn ich rede, schenkt man mir keinen Glauben, wenn ich eine Frage stelle, bekomme ich keine Antwort!* – wirft er dem Hohepriester und der Versammlung vor.

Bist du der Sohn Gottes?

Die Räte hakten mit einer Frage nach, die sie brennender interessierte, als die für Pilatus bestimmte nach der Messianität Jeschuas. *Du bist also der Sohn Gottes?* fragten sie lauernd.

Die Frage, ob Jeschua sich für den Sohn Jahwes hielt, hatte für jeden Judäer, der fest zur Überlieferung und zum Gesetz stand, insbesondere für die Repräsentanten der judäischen Theokratie eine explosive Sprengkraft. Sie berührte das unerschütterliche Dogma von All-Einzigkeit des judaischen Gottes Jahwe.

Jeder männliche Jude bekannte zwei Mal am Tag: Ich zitiere: *Höre Israel, ER ist unser Gott, ER ist Einer*. Das Dogma von der All-Einzigkeit des Gottes schloss absolut aus, dass Jahwe als Zweiheit auch nur denkbar war. Eine Lehre, die diesem All-Einigen Gott einen Sohn zuschrieb, spaltete gewollt oder ungewollt das göttliche Prinzip und betrieb verabscheuungswürdige Vielgötterei.

In diesem gefährlichen Sinne zielte die Frage darauf ab, Jeschua ein Bekenntnis zu einem Verstoß gegen das monotheistische Zentraldogma und damit zu einer elementaren Gotteslästerung abzurufen.

Dabei konnte sich Kajaphas auf ebenso beziehungsreiche wie missverstandene Formulierungen Jeschuas stützen. In aller Öffentlichkeit hatte er von Gott als seinem Abba, das heißt in gewisser Weise als seinem Vater gesprochen.

Daß aber sein übrigens sehr inniges Verhältnis zu Abba spirituelle Züge hatte und nicht die einer abstammungsgemäßen Vater-Sohn-Beziehung, hatte für den Inquisitor keinerlei Bedeutung.

Die Brisanz des tragischen Missverständnisses zeigt sich darin, dass es schon einmal fast tödliche Folgen für Jeschua gehabt hätte. Ein Bericht erzählt, dass man Jeschua einmal steinigen wollten, weil er sich, selbst zu Gott gemacht habe, obwohl er nur ein Mensch sei.

Man kann sich also das gespannte Schweigen vorstellen, das in der nachtkalten Halle herrschte. Man kann sich die beiden unterschiedlichen Männer vorstellen, die dicht voreinander in der Mitte des Saales standen, Auge in Auge - der Inquisitor und sein Opfer.

Jeschua musste sich klar darüber gewesen sein, dass es im Grunde gleich war, wie er die Antwort formulierte. Kajaphas und seine Clique im Hintergrund würden sich das Konzept niemals aus der Hand reißen lassen. Darüber konnte die Farce dieser Verhandlung nicht hinwegtäuschen.

Sie würden ihr Gesicht nicht verlieren. Sie würden in jedem Fall den weiteren Handlungsverlauf bestimmen. Sie hatten sich in Erfolgszwang begeben. Eine Wiederholung konnte es für sie nicht geben.

Hymeis legete HOTI ego eimi

Zur Beantwortung dieser Frage brach Jeschua sein Schweigen. Seine Antwort ist auf eine Weise explosiv, dass viele Übersetzer, namentlich in Deutschland, grammatikalische Kunstgriffe angewandt haben, um ihre Aussage im Sinne des christlichen Glaubens zu interpretieren.

Näheres Hinschauen lohnt sich schon deshalb, weil diese Antwort eigentlich Jeschuas Leben hätte retten können und auch müssen. Zwei Berichte bringen mit einer geringfügigen Abweichung jeweils eine Hälfte der Antwort, die der Dritte überliefert.

Dessen Text wollen wir uns seiner Vollständigkeit wegen zuwenden. Dort lautet die Antwort Jeschuas auf griechisch: *Hymeis legete hoti ego eimi*. Lukas 22.70

Die grammatische Übersetzungsregel lautet: Die griechische Konjunktion HOTI ist in Aussagesätzen mit DASS zu übersetzen. In englischen Übersetzungen und in der revidierten Elberfelder Übersetzung wird dem Rechnung auch getragen.

Da heißt die Antwort richtig übersetzt: **Ihr sagt, dass ich es bin**. Aber hier weichen die Elberfelder elementar von Luther ab. Denn der hatte – abweichend von den grammatischen Regeln – den griechischen Text nicht übersetzt, sondern theologisch interpretiert. Das liest sich dann so: Ihr sagets / **denn** ich bins.

Der Unterschied könnte nicht größer sein. Denn im griechischen Originaltext heißt die Antwort Jeschuas, ob er der Messias, respektive der Sohn Gottes sei, NEIN, nicht er, sondern die anderen würden das von ihm behaupten.

Bei Luther und vielen anderen deutschen Übersetzungen hätte Jeschua die merkwürdige Antwort gegeben, seine Feinde würden behaupten, er sei der Messias König respektive der Sohn Jahwes, **weil** er es sei.

Das ist ein ebenso sprachliches wie situationsfremdes Unding ohnegleichen. Denn diese Interpretation ignoriert völlig, dass sie Jeschua den

Wahnwitz unterstellt, sich selbst als einen nicht ernst zu nehmenden Traumwandler, als zelotischen Aufrührer und Selbstmörder abgestempelt zu haben.

Sie unterstellt ihm, bei gesundem Menschenverstand willentlich und bewusst vor 71 höchsten Vertretern eines extrem intoleranten Gottesstaates die gefährlichste Gotteslästerung ausgesprochen zu haben, die das Religionsgesetz definierte.

Kann man das von ihm erwarten? Kann man erwarten, dass er vor dem durchtriebenen Chefinquisitor des fundamentalistischen Gottesstaates bei klarem und gesundem Selbstbewusstsein bekräftigt hat, er sei der menschliche Sohn des jüdischen Nationalgottes Jahwe und er sei dessen Messiaskönig?

Lassen wir die Berichte darauf antworten. Eine eindeutige Selbstbezeichnung Jeschuas als Messias findet sich nirgends. Das Gegenteil ist erwiesen, er verbot seinen Anhängern, ihn damit in Verbindung zu bringen.

Er hat sich auch niemals als Messias bezeichnen lassen und keinerlei messianische Aktivitäten entwickelt. Warum sollte er ausgerechnet jetzt damit anfangen und der Denunziation des Kajaphas vor dem Präfekten das juristische Faktum liefern?

Ein Sohn oder Kind Gottes, das war für Jeschua jeder Mensch. Friedensstifter nannte er glücklich und Söhne Gottes. Er forderte seine Anhänger auf, für die Feinde zu beten, damit sie Söhne ihres Vaters im Himmel werden. Und er verspricht denen, die ihre Feinde lieben und wohl tun und leihen, ohne etwas zurückzuerhoffen, groß und Söhne des Höchsten zu werden. Von den Toten sagt er, dass sie unsterblich, engelgleich und Kinder Gottes sind.

Nirgends ist ein Beweis dafür zu finden, Jeschua hätte je gefordert, an ihn als Sohn Jahwes zu glauben, oder er habe sich in irgendeiner Form explizit als Sohn Gottes bezeichnet. Warum sollte er das ausgerechnet jetzt, wo es um Leben und Reputation ging, tun und sich selbst seinen Todfeinden in die Hände spielen.

Das Gegenteil war der Fall: Jeschua hat seine Gegner für die intrigante Unterstellung verantwortlich gemacht, und für alles, was daraus noch folgen sollte: **„Ihr sagt, dass ich es bin – ich nicht“**.

Das war nun nicht die Antwort, die der Chefuntersucher brauchen konnte. Mit einer theatralisch beeindruckenden Inszenierung verwischte Kajaphas den herausfordernden Einwand Jeschuas, der geeignet war, seine Pläne zu durchkreuzen.

Schauspielgerecht und als schreiendes Zeichen des Ekels, eben eine Gotteslästerung gehört zu haben, zerriss er sein Gewand. Dann rief er den Räten zu: *Nun, was brauchen wir noch Zeugen, wir haben doch die Gotteslästerung eben selbst gehört. - Was sagt ihr dazu?*

Im Hohen Rat herrschte keine Parlamentsdisziplin. Wer von den Räten über die Antwort Jeschuas noch nachdachte, wer sich überrumpelt fühlte und wer mit dem ganzen Verfahren nicht einverstanden war, hatte keine Chance. Der Hohepriester und Präsident hatte eine Gotteslästerung beschworen. Dem war nicht entgegenzutreten.

Kajaphas hatte die Rechtslage brutal, pragmatisch gebeugt und absolut illegal an sich gezogen. Und diese Rechtslage war eindeutig:

Wer sich göttliche Ehren oder Reservatrechte anmaßt, ist ein
Gotteslästerer.

Wer Gott mit Bewußtsein lästert, muß verhaftet und durch einwandfrei
Zeugenaussagen überführt werden.

Der überführte Gotteslästerer wird gesteinigt.

Nach der Steinigung wird der Leichnam des Gotteslästerers an einem Pfahl
aufgehängt.

Noch vor Ende des Hinrichtungstages (Spätnachmittag) wird der Leichnam
des Gotteslästerers vom Kreuzpfahl abgenommen und ehrlos begraben.

Wir wissen es, und vielleicht wussten es die Räte, die nicht der Fraktion der Tempelherrn angehörten auch schon: in dieser Nacht waren sie Marionetten an den Fäden des diabolischen Genies im Gewand des Hohepriesters gewesen.

Was **sie** ursprünglich zur Anklage gegen Jeschua motiviert hatte, die Verurteilung des Angeklagten wegen seiner Gesetzes- und Überlieferungspolemik, wegen angeblicher Zauberei und Lügenprophetie und wegen seines angeblichen Bundes mit Satan, das waren für Kajaphas und seiner Priesterclique nur Marginalien.

Sie hatten sich aus ganz anderen Motiven von den Räten den Freibrief erlistet, den galiläischen Aufrührer gegen ihre einträglichen Tempelpfründe und Mitwisser ihrer Sittenverderbnis mundtot zu machen. Die Saat von Rache und Hass der sadduzäischen Inquisiteure und des Tempelklerus ging auf.

Das Verhör vor dem Hohen Rat war im Sinne von Hannas und Kajaphas gelenkt und programmgemäß verlaufen. Die Verhandlung hatte ihren Zweck erfüllt. Die selbst intriganten Gesetzesfanatiker in den anderen Fraktionen waren unausweichlich ins todbringende Geschirr der Sadduzäer genommen.

Wir haben keinen König als den Kaiser

Gegen 7 Uhr morgens wurde Jeschua, gezeichnet von den vorausgegangenen Misshandlungen und völlig erschöpft von den Verhören direkt ins Prätorium zu dem römischen Pfäfekten geführt. Es begann ein 5 Stunden dauerndes Drama, das an Spannung nichts zu wünschen übrig lässt.

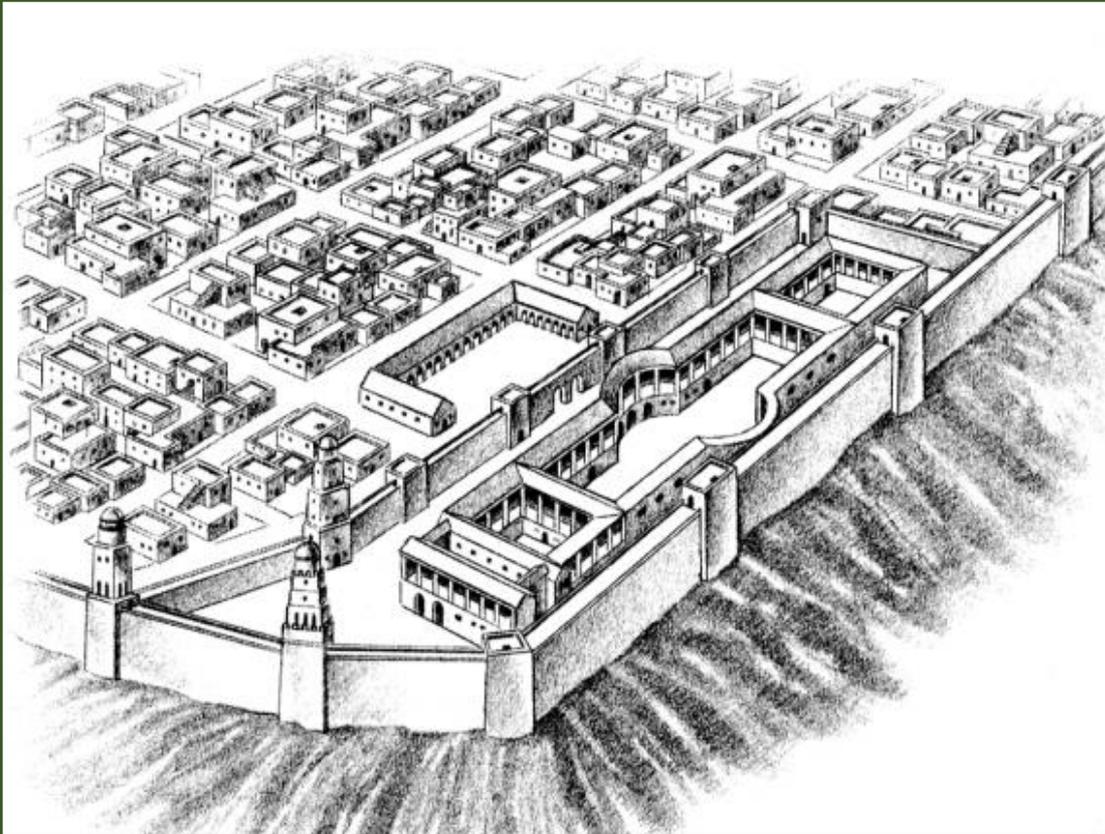
In Begleitung des Delinquenten befanden sich seine Ankläger, Priester, Älteste des Hohen Rates und Schriftgelehrte und ein Haufen gedungener Schreier. Jeschua wurde ins Prätorium gebracht und vor den römischen Pfäfekten geführt. Seine Ankläger betraten das Gebäude aus rituellen Gründen nicht.

Volksaufwiegler, Steuerverweigerer, Majestätsverbrecher

Der römische Machthaber musste also hinaus gehen. Er fragte nach den Anklagegründen. Es entwickelte sich ein kurzer Dialog zwischen Pilatus und den Hohepriestern.

Sie hatten ihm geantwortet, Jeschua sei ein Verbrecher, worauf der Pfäfekte konterte, sie sollten ihn dann halt nach ihrem Gesetz richten. Die Ankläger wiederum machten geltend, dass Jeschua Verbrechen begangen habe, die mit der Todesstrafe zu ahnden seien, die sie aber nicht aussprechen dürften.

Jeschua sei ein Volksaufwiegler, der die Leute davon abhält, Steuern an Rom zu zahlen und gebe sich für den Messias König aus. Wie von Kajaphas vorausgesehen, interessierte den Römer zunächst nur die Königsfrage.



Bist du der Messiaskönig der Juden

Er ging ins Prätorium und fragte Jeschua, ob er der Messiaskönig der Judäer sei. Natürlich wusste Pilatus, dass Rom die Königswürde in Judäa abgeschafft hatte. Deshalb muß die Frage wohl so interpretiert werden, ob sich Jeschua etwa gegen den römischen Kaiser verschworen habe.

Wie schon vor dem Hohen Rat antwortete Jeschua auf diese für ihn hochbrisante Frage unverzüglich. Er stellte die Gegenfrage, ob der Präfekt das in seiner Amtseigenschaft und aus konkretem Anlass sagte, oder infolge einer intriganten Denunziation anderer.

Jeschua hatte geschickt reagiert. Denn im ersten Fall fehlten dem Präfekten die Beweise für seine Verhaftung und die ihm drohende Verurteilung, im zweiten Fall wäre er als Richter disqualifiziert. In beiden Fällen hätte der Präfekt Jeschua sofort frei lassen müssen.

Pilatus fühlte sich deshalb auch zu Recht getroffen und gab unwirsch zurück, ob er etwa ein Judäer sei. Sein Volk und die Hohepriester hätten ihn ihm überantwortet, was also hätte er getan?

Jeschua bestritt politische Absichten zu haben. Hätte er politische Ambitionen gehabt, hätten seine Anhänger ihn sicher nicht kampflös den Judäern überlassen. Pilatus hakte nach: warum er sich dann nicht gegen derartige Unterstellungen zur Wehr setzte. Darauf schwieg Jeshua zur Verwunderung des Römers.

Dass sich Jeshua nun ausgerechnet vor dem kaiserlichen Stellvertreter als Messiaskönig ausgegeben hat, wie die Berichte weiter erzählen, ist hier so ungläubhaft, wie vor dem Hohen Rat auch.

Ein solches Bekenntnis hätte das weitere Verhalten und Handeln des Präfekten ganz anders bestimmt. Nur der geringste Anschein einer messianischen Verschwörung hätte diesem Mann gereicht, Jeshua vom Fleck weg hinrichten zu lassen.

Statt dessen aber trat er wieder vor die Ankläger und stellte kategorisch fest, er fände keinerlei Schuld, die Jeshua begangen haben könnte. Aber die Hohepriester und die aufgehetzte Menge fuhren mit ihren Anklagen fort. Sie behaupteten, Jeshua bringe mit seinen Lehren das Volk von Galiläa bis Judäa in Aufruhr.

Als Pilatus hörte, dass Jeshua Galiläer war, schickte er ihn gefesselt zu dem Verwalter dieses Gebietes, Herodes-Antipas, der sich wegen des Festes ebenfalls in Jerusalem aufhielt.

Antipas

Antipas war zunächst gespannt darauf, diesen Jeshua, von dem soviel Redens war, einmal persönlich vor sich zu haben. Dass er aber von ihm ein Zauberkunststück sehen wollte, verrät die Qualität seiner Erwartungen. Jeshua jedenfalls quitierte den Unsinn wie auch die andauernden Anklagen der Hohepriester mit Schweigen.

Der Kleinkönig von Roms Gnaden reagierte verärgert. Da er Jeshua kein Verbrechen in seinem Herrschaftsbereich nachweisen konnte, verhöhnnte er und seine Offiziere ihn und schickte ihn bekleidet mit einem Prunkgewand als König maskiert zu Pontius Pilatus zurück.

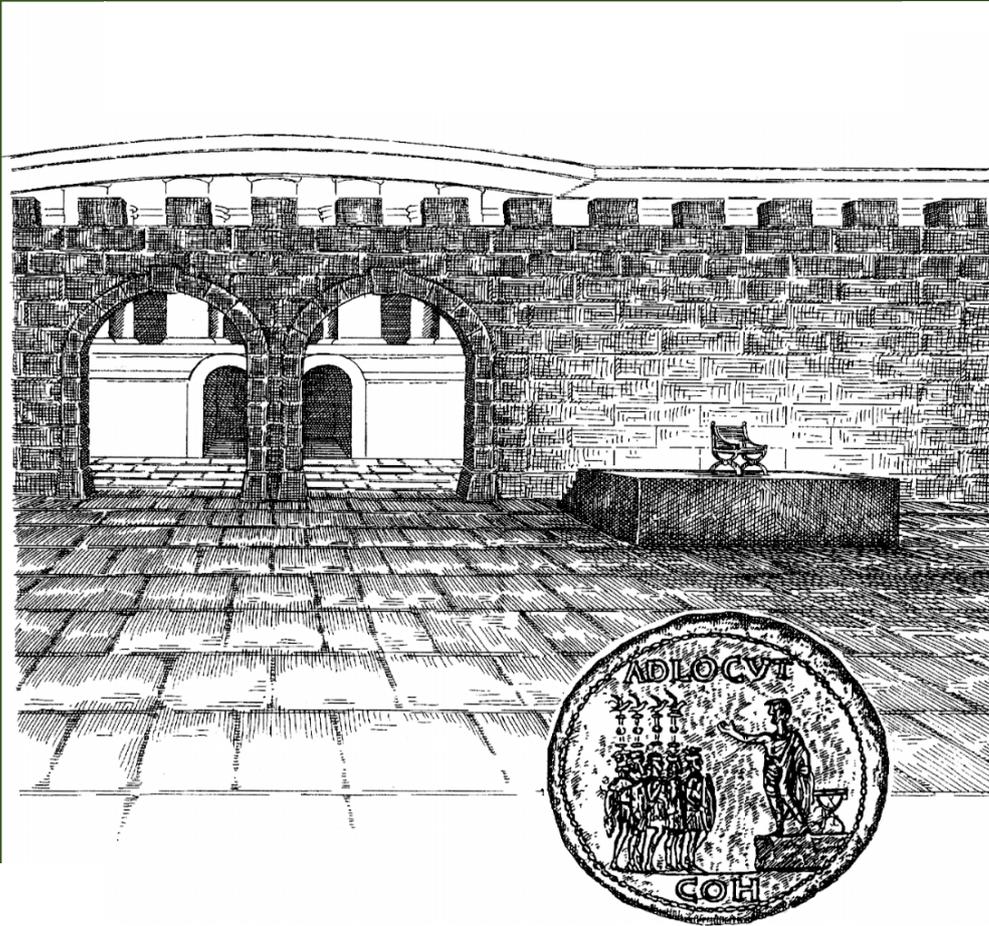
„Ich finde keine Schuld“

Der Präfekt ließ nun die Ankläger zusammenkommen, verkündete ihnen, dass kein einziger Anklagepunkt nachweisbar sei und keinerlei Grund vorläge, Jeschua zum Tode zu verurteilen. Dann berief er sich auf Antipas.

Jetzt hätten Kajaphas und seine Leute eigentlich die Sache verlorengeden geben müssen. Wenn da nicht eine Menschenmenge ins Prätorium gestürmt wäre, die von dem Präfekten die Freilassung eines im Gefängnis sitzenden Delinquenten forderte, wie dies alljährlich zum Passahfest zur Gewohnheit geworden war.

Man darf wohl annehmen, dass dieser Mob von den Hohepriestern gedungen worden war. Jedenfalls wiegelten sie die angewachsene Menge auf. Sie sollten die Freilassung eines gewissen Bar-Abbas fordern, für Jeschua aber den Tod verlangen. Dieser Bar-Abbas war ein Zelot und saß wegen Aufruhrs und eines Mordes hinter Gittern.

Pontius Pilatus hoffte aber, die Menge würde die offenbar von Mißgunst motivierte Anklage gegen Jeschua verwerfen und seine Freilassung fordern. Doch da irrte er sich. Die subversive Wühlarbeit der Sadduzäer und Kleriker zeigt Folgen.



Weg mit Jeschua, gib den Bar-Abbas frei

Die Menge schrie: Weg mit Jeschua, gib den Bar-Abbas raus! Wieder ging die Rechnung des großen Intriganten Kajaphas und seiner Clique auf. Und auf die nochmalige Frage, was Pilatus dann mit dem keines Verbrechens überführten Jeschua, ihren König in Führungszeichen machen soll, schrien sie samt und sonders. Nagele ihn ans Kreuz!

Der Einwand des Präfekten, dass die Todesstrafe mitnichten gerechtfertigt war, weil dem Mann nichts Übles nachgewiesen werden konnte, ging in dem angezettelten Tumult unter. Der Schrei: crucifige eum, ans Kreuz mit ihm, schallte durch die Straßen rund um das Prätorium.

Der Präfekt musste erkennen, dass ihm ein offener Aufruhr ins Haus stand. Mit der Geste der Reinwaschung erklärt er, keinen Anteil zu haben an dem

von dem Mob geforderten Blutvergießen. Das liege in der Verantwortung der Judäer.

Spott und Folter

Dann ließ er den Terroristen Bar-Abbas frei. Jeschua aber ließ er, in der vagen Erwartung, dass die Angelegenheit mit einer Züchtigung abzuschließen sei, zur Geißelung abführen.

Zwei Männer seiner Kohorte gaben ihm etwa 40 Streiche mit einer dreisträhnigen Geißel, an deren hantelförmige Bleikugeln oder Knochensplitter befestigt waren.

Die Soldaten drückten ihm einen Dornenkranz aus Becherkraut auf den Kopf, bekleideten ihn mit einem Purpurgewand und gaben ihm einen Pfeil als Szepter in die Hand. Alsdann verhöhnten sie ihn als ihren König, spuckten ihm ins Gesicht, schlugen ihm mit dem Pfeil auf den Kopf und gaben ihm Ohrfeigen.

Aus zahllosen Wunden blutend, mit furchtbaren Gesichtsverletzungen, angetan mit Purpurgewand und Dornenkranz, vor Schmerzen und Erschöpfung schwankend, stellte der Präfekt Jeschua wieder seinen Anklägern gegenüber.

Schaut euch jetzt diesen Menschen an! Rief er der Priesterclique, deren Handlangern und dem aufgehetzten Pöbel zu. Doch den Todfeinden des verhassten Kritikers war die körperliche und seelische Folterung nicht genug. Sie wollten ihn mundtot haben, tot. Crucifige eum, schriegen sie, schlag ins ans Kreuz.

Da schreit Pilatus verärgert zurück: dann nehmt ihr ihn doch und kreuzigt ihn. Ich kann ihn der dafür erforderlichen Schuld nicht überführen. Jetzt bringen die judäischen Ankläger ein neues Argument ins Spiel. Der hat sich selbst zum Sohn Gottes gemacht und nach unserem Gesetz muss er dafür hingerichtet werden.

An diesen Argument aber musste der Präfekt nicht interessiert sein. Welche Götter ein Vasallenvolk Roms verehrte, war den Römern solange gleichgültig, wie dem göttlichen Kaiser die Ehrerbietung nicht verweigert wurde.

Der Präfekt stellte mehr und mehr fest, dass die Ankläger ihn für ihre Interessen missbrauchen wollten. Um so mehr beabsichtigte er diesen Jeschua frei zu lassen. Denn, kreuzigte er diesen Mann, um dem Mob Genüge zu tun und ohne dass er imperiales Recht gebrochen hatte, konnte das unangenehme Folgen für den Präfekten in Rom haben.

Wenn du den da frei läßt ...!

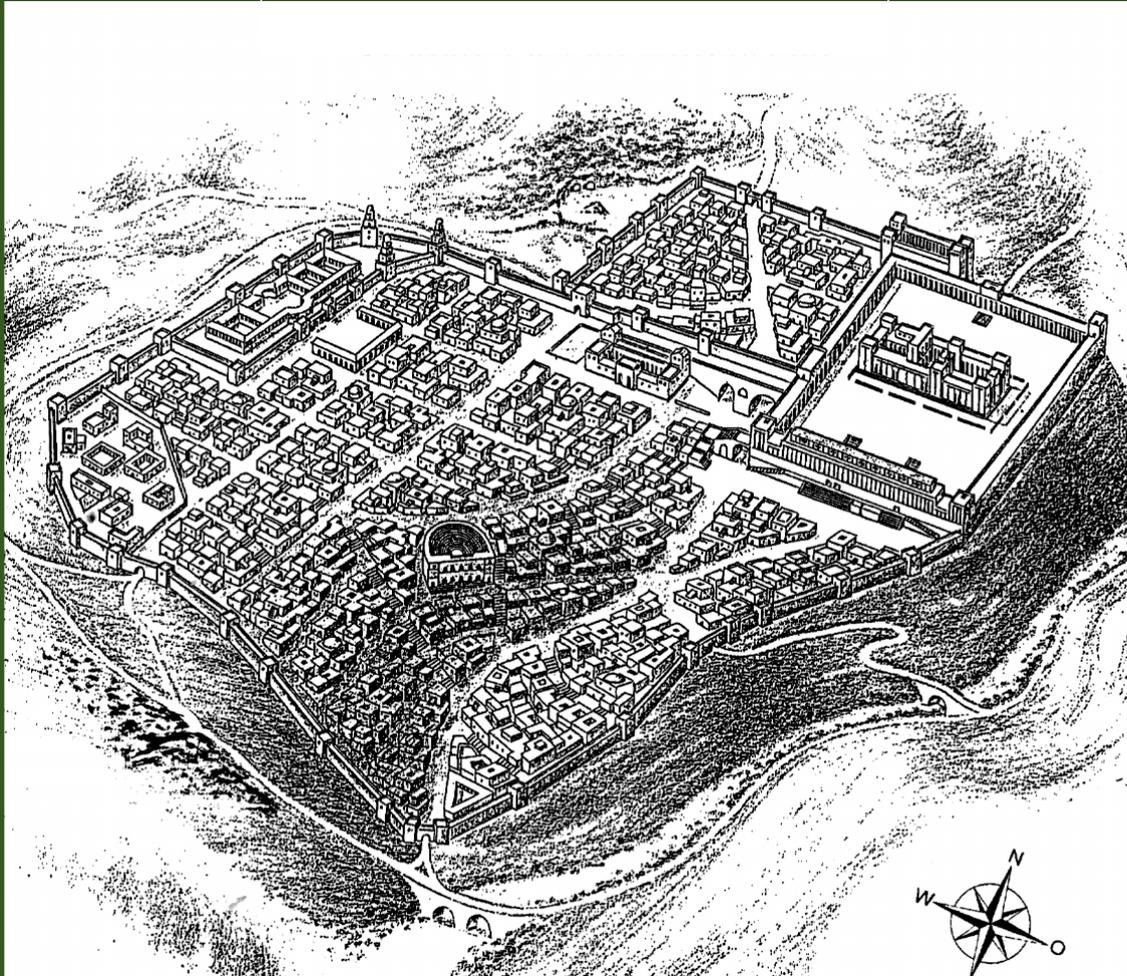
Pilatus war zweifellos ein Diplomat, umstritten zwar, aber ein römischer Amtsträger. Der jüdischen Intrige aber war er nicht gewachsen. Denn Kajaphas stand nicht waffenlos vor ihm.

Im richtigen Moment ließ er dem Römer ins Gesicht schreien: *Wenn du den da freilässt, dann wendest du dich gegen deinen Kaiser und dann bist Deinen Titel „Freund des Kaisers“ los. Denn jeder, der sich zum König ausruft, steht an gegen den Kaiser in Rom. (Seite Fehler! Textmarke nicht definiert.)*

Das war zweifellos eine bösertige und hinterhältige Erpressung, die einen Justizmord durchsetzen sollte. Vor dem diabolischen Geschick des Repräsentanten des jüdischen Gottesstaates ging der kaiserliche Beamte Roms in die Knie.

Was er nun noch folgen ließ, waren die Rückzugsgefechte eines Erniedrigten. Höhnisch führt er der Menge den übel geschundenen Jeschua mit Dornenkranz und königlichem Spottkleid noch einmal vor und lässt sich die Anklage bestätigen: Diesen, **euren König soll ich kreuzigen?**

Und dann bekam Pilatus, was er für seine Geschäftsbücher brauchte: *Wir haben keinen König außer dem Kaiser!* Das schriegen ausgerechnet Judäer, die wie kein anderes Volk ihre Beherrschung durch Rom hassten und bekämpften. Daraufhin übergab Pontius Pilatus Jeschua zur Kreuzigung.



Die Hinrichtung

Das Prätorium

Im Westen Jerusalems, 300 Meter Luftlinie von der Grabeskirche entfernt, befindet sich die sogenannte Zitadelle. Sie steht auf den Resten des ehemaligen Herodespalastes.

Die Archäologen machen gewichte Gründe dafür geltend, dass der römische Präfekt Pilatus in diesem burgähnlich gesicherten Gebäudekomplex residiert hat, wenn er sich in Jerusalem aufhielt. Damit wäre die Zitadelle das Prätorium gewesen, wo Jeschua vor Pilatus stand, gefoltert und abgeurteilt wurde.

Von hier aus führte das Hinrichtungskommando Jeschua zusammen mit zwei Schwerverbrechern, vermutlich Zeloten, unter der Last ihrer Marterhölzer hinaus zum Hinrichtungsplatz vor dem Gartentor.

Die Luftlinie von 300 Metern täuscht über die Länge des Weges. Die Kreuzigung war ein Akt der Zurschaustellung, der Demütigung und Abschreckung. Das war es, was die Kreuzigung Jeschuas für Kajaphas so attraktiv machte, dass er sogar eine diplomatische Verstimmung mit dem römischen Präfekten dafür riskierte.

Kreuzigungen waren begleitet von öffentlichen Aufzügen, wobei der Bevölkerung Gelegenheit zur Schmähung und Misshandlung des Verurteilten gegeben war.

Der Weg vors Gartentor

Deshalb führte der letzte Weg der Verurteilten auf Umwegen über die rechtwinklig verlaufenden Hauptstraßen, bevor sie das Tor passierten. Auf zwei Dritteln dieser Strecke berührte der Zug die Viertel der Reichen und Mächtigen.

Dort standen auch die luxuriösen Stadthäuser und Villen der klerikalen und theologischen Verfolger Jeschuas. Die hohen Herren werden den düsteren Aufzug von ihren Terrassen aus nicht ohne Genugtuung beobachtet und kommentiert haben.

Jeschua hatte man das Partibulum, den schweren Kreuzquerbalken auf den Schultern und an den Armen festgezurt. Er konnte das Gleichgewicht beim Gehen nicht halten. Hilflos und ohne sich abstützen zu können, stürzt er mehrmals auf die Knie.

Die vier mit der Hinrichtung beauftragten Soldaten mussten befürchten, dass der Mann überhaupt nicht mehr vorwärts kam oder noch vor der Exekution auf der Straße starb. Sie zwangen einen Passanten, den Balken an Jeschuas Stelle zum Tor hinaus und über den schmalen Weg auf den Richtplatz zu schleppen

Draußen vor dem Gartentor bog ein Weg gleich rechts ab in das Steinbruchgelände mit dem Hinrichtungshügel. Seit mehr als 12 Stunden dürfte Jeschua keine Nahrung mehr zu sich genommen haben. Unterkühlt und übernächtigt hatte er schwerste Misshandlungen und Folterungen ertragen müssen.

Insbesondere die Geißelung musste selbst den hochgewachsenen, kräftigen Mann bis an die Grenzen geschwächt haben. Seine Stürze unter dem schweren Kreuzbalken bewirkten schmerzhaft Prellungen an den Kniegelenken, die mehr und mehr unbeweglich wurden.

Auf der Schädelstätte

Heute erhebt sich 5 – 7 Meter über dem Terrain, auf dem Jeschua gestorben ist und begraben wurde, eines der hässlichsten Erinnerungsmonumente der Welt. Die Grabeskirche.

Das Gebiet unter dieser Kirche, lag im Jahr 30 noch außerhalb der Stadt, in einem Winkel, den zwei Stadtmauern im Nordwesten bildeten. Das felsig-karge Gelände war ein alter Steinbruch, der 100 Jahre vor Jeschuas Tod stillgelegt worden war.

Die antiken Steinbrecher hatten damals das brauchbare Material bis zu einer Tiefe von 10 bis 12 Metern abgetragen und zu den Baustellen in die Stadt abtransportiert. Das nicht verwendungsfähige Gestein ließen sie einfach stehen, wie es gewachsen war.

Auf diese Weise entstand eine bogenförmige, senkrecht ausgeschlagene Felswand, deren Halbkreis zu den Stadtmauern hin offen war und eine Art Arena bildete. In diese Felswand trieben spätere Generationen Kammer- und Stollengräber. Eines von ihnen gehörte einem begüterten Ratsherren, von dem noch zu hören sein wird.

In der Mitte des unregelmäßigen Halbkreises war auch ein Felsen-Hügel von ca. 12 Metern Höhe übriggeblieben, weil an dieser Stelle das Gestein rissig und als Baumaterial nicht zu gebrauchen war.

Dieser Fels verdankte der Arbeit der Steinbrecher seine typische Gestalt. Die Form und zahlreiche Aushöhlungen gaben ihm den Namen „Schädel“. Unter seiner heimischen Bezeichnung *Golgotha* ist er in die Geschichte eingegangen.

Golgotha war damals an allen Seiten beinahe steil zugeschlagen, teils glatt, teils schrundig. Seine Plattform war vermutlich nur an einer Stelle zugänglich. Die Form des Felsens und seine bühnenartige Lage machten ihn zu einen idealen Hinrichtungsort, der von allen Seiten eingesehen werden konnte.

Das ganze Gelände lag im Schatten der nahen Stadtmauern. Von dem östlich verlaufenden Mauerzug lag Golgotha 60 Meter und von der südlich verlaufenden Mauer ca. 110 Meter entfernt.

Im Winkel der beiden Stadtmauern war das Gartentor eingelassen. Es war eines der Haupttore der Stadt und führte auf die Straße hinunter ans Meer, nach Jafo und hinauf nach Cäsarea. An normalen Tagen gingen durch dieses Tor Tausende Menschen, vor Festtagen konnten es Zehntausende sein.

Hinrichtungen auf Golgotha waren also Ereignisse, die von zahllosen Passanten gesehen und kommentiert wurden. – Auch Jeschua hat den Ort und seinen Verwendungszweck gut gekannt.

Der Steinbruch um Golgotha war kein einladendes Gebiet. Die Bezeichnung Garten in Verbindung mit den Gräbern in der Felsenwand steht nicht für einen Park. Viel wird auf dem schotterigen Boden nicht gewachsen sein.

Die Atmosphäre einer Totenstadt wird viele Leute abgeschreckt haben, das Gebiet zu betreten. Dies insbesondere, weil der Hinrichtungshügel mit den aufragenden Stipes, das sind die Kreuzpfähle ohne Querbalken den schaurigen Mittelpunkt des düsteren Areals bildete.

Zu alledem wurde der alte Steinbruch zumindest stellenweise als Müllkippe benützt, die das Boden-Niveau überdeckte.

Auch wenn Golgotha nicht eben hoch war, der Aufstieg über das schrundige und kantige Felsgestein war für Jeschua kaum noch zu bewältigen. Es ist anzunehmen, dass man ihn gezogen und geschoben hat. Denn nach dem Befund des Grabtuches waren seine Kniegelenke durch die vorausgegangenen Stürze unter dem Kreuzbalken gequetscht, angeschwollen und schon versteift.

Oben auf dem Felsen reichte man ihm Wein, der mit dem Bitterkraut Myrrhe versetzt war. Er kostete davon, und als er merkte, dass es ein Betäubungstrank war, wies er ihn ab.

Über den Vorgang der Kreuzigung werden keine Einzelheiten berichtet. Die Berichterstatter waren Kinder ihrer Zeit. Kreuzigungen waren an der Tagesordnung und bedurften keiner Beschreibung.

Für heutige Christen sind die Begriffe Kreuz und Kreuzigung zu religiös abgeflachten Metaphern geworden, die ganz von dem Dogma der Auferstehung überstrahlt werden.

Sie erreichen deshalb das emotionale Empfinden der Menschen nicht mehr. Das Kreuz ist zum allgegenwärtigen Symbol erstarrt. Glorifiziert und idealisiert vermittelt der Begriff das Grauen nicht mehr, das von ihm in der Antike ausging.

Von den drei grausamsten Tötungsarten, die die Römer kannten, *Crematio* das heißt lebendige Verbrennung, *Damnatio ad bestias*, das heißt Tötung durch wilde Tiere in der Arena, galt die Nagelung an die CRUX als besonders furchtbar und entehrend.

Cicero nennt die Kreuzigung die "*grausamste und fürchterlichste Todesstrafe*". Bei Tacitus ist sie "*eine sklavische Todesstrafe*" und der jüdische Historiker Jeseplus sieht in ihr "*die erbärmlichste aller Todesarten*".

Wir sind heute in der Lage, die letzten drei Stunden im Leben des gekreuzigten Jeschua weitaus realistischer nachzuzeichnen, als es den Berichterstattern von damals möglich gewesen wäre.

Ein Dokument des Jammers

Das verdanken wir einem fast fünf Meter langem Leinentuch, das in einem Schrein in der Turiner St. Johannes-Kathedrale aufbewahrt wird. Auf diesem Tuch befindet sich die vollständige Abbildung eines gekreuzigten Leichnams.

Diese abgebildete Gestalt war mit dem Rücken auf der einen Hälfte des Tuches gelegen. Die andere Hälfte wurde über den Kopf bis zu den Füßen umgeschlagen.

Das Merkwürdige an dieser Abbildung ist, dass es sich um ein absolut fehlerfreies Negativ handelt. Nur die unregelmäßigen karmesinroten Flecken, die als erschreckend detailgerechte Blutungen zu identifizieren sind, sind positiv.

Aber der Negativcharakter war und blieb bis zu dem Tag unbekannt, an dem das Tuch vor rund 100 Jahren erstmals fotografiert wurde. Der Fotograf war der erste Mensch, der in seiner Dunkelkammer erkannte, dass das Bild auf dem Tuch ein perfektes Negativ ist.

Seine Schwarzweißumkehrung brachte zum ersten Mal in der Geschichte das unglaublich realistische, vollständige und lebensgroße Photo von einem Gekreuzigten zutage. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte man keine Ahnung von der erschütternden Realistik des Abbildes auf dem Tuch.

Bei normaler Betrachtung zeigt es sich äußerst blass, kaum zu erkennen und in der Farbe eines leicht versengten Bügeltuches. Mikroskopische Untersuchungen des Negativabbildes auf dem Grabtuch haben ergeben, dass es materiell eigentlich gar nicht vorhanden ist.

Das heißt, das Abbild besteht aus nichts. Keine Farbablagerungen, keine Lösungen – nichts. Faseranalysen ergaben aber, dass dort, wo die dunklen Stellen des Abbildes auf dem Tuch zu sehen sind, die Leinfasern in größerer Menge dichter beieinander.

Und unter dem Mikroskop wird sichtbar, dass die Struktur und Substanz dieser abgedunkelten Fasern durch irgendeinen Prozess angegriffen und geschwächt wurden. Die Wissenschaftler sprechen von einem beschleunigten Alterungsprozess dieser Fasern.

Ganz anders verhält es sich mit den Blutspuren. Sie sind materiell vorhanden. Das Blut auf dem Grabtuch wurde in speziellen Labors überprüft. Es handelt sich um das eingedickte Blut eines Menschen, der durch schwere Misshandlungen mit hohem Blutverlust, Überanstrengungen und das Ausbleiben von Flüssigkeitszufuhr, das heißt durch langanhaltendem Durst austrocknete.

Seit 1357 wird das Grabtuch in seiner vollen Länge als Lechentuch Jeschuas ausgestellt. Seit diesem Datum ist seine Existenz geschichtlich abgesichert. Den Kritikern ist dieses Datum allerdings zu spät, um das Leinen als historisch echt anzuerkennen. Wo war es vorher gewesen?

Die Forscher haben die Spur einer Chronologie gefunden. Sie gehen davon aus, dass ein bis 1204 in Konstantinopel bekanntes und verehrtes Tuch, das man Mandylion nannte, mit dem 153 Jahre später in Lirey ausgestellten Grabtuch identisch ist.

Die legendären Wurzeln dieses Mandylions reichen bis in das Todesjahr Jeschuas zurück. Es gelangte fest gefaltet und an den Foldstellen vernäht und in einen Rahmen gespannt, so dass nur das negative Porträt sichtbar war, nach Edessa.

Nach der Legende, die diesen Vorgang mit einem der sieben Jünger Jeschuas zusammenbringt, sollte es den schwer leidenden Herrscher Abgar V. von Edessa heilen.

Weil Leichentücher als unrein galten, wird man das Tuch in seiner gefalteten Form in einem Schrein oder Rahmen aufbewahrt haben, der nur einen Blick auf die negative Abbildung des Gesichts gewährte. In dieser Form erscheint es jedenfalls später in der Kunst und in Beschreibungen.

Als Abgar starb, setzte 57 nach Chr. in Edessa eine Christenverfolgung ein. Um das Tuch in Sicherheit zu bringen, wurde es in einer Mauernische am Westtor von Edessa versteckt und während der Wirren und der Christenausweisungen vergessen.

525 verwüstete eine Überschwemmung das alte Edessa. 30000 Menschen starben. Beim Wiederaufbau der Stadtmauern wurde das Tuch in seinem Versteck wiederentdeckt. Kaiser Justinian ließ für die Unterbringung und Verehrung des Leichentuches die Kathedrale Hagia Sophia in Edessa errichten.

Zwar gewährte man wegen seiner ihm unterstellten Heiligkeit nur wenigen Menschen den Zutritt zu dem Mandyllion, doch begann das sichtbare Portrait in der byzantinischen Kunst die Stelle eines Leitmotivs einzunehmen.

Im Jahr 639 wurde Edessa muslimisch. 61 Jahre später verpfändeten die orthodoxen Christen in Edessa das Mandyllion an einen Monophysiten, um ihre ungeheuren Steuerschulden begleichen zu können.

943 wurde das muslimische Edessa von den Byzantinern belagert. Ihr Führer boten den Muslimen Schonung, Austausch von Gefangenen und die Zahlung einer großen Summe an, wenn ihnen das Mandyllion ausgehändigt würde.

Nach einigem Zaudern konnte es Bischof Ambrosios 944 im Namen des Kaisers in Empfang nehmen. Ambrosius überführte das Mandyllion am 15.8.944 nach Konstantinopel, wo es in der Pharoskapelle niedergelegt wurde.

Ab 1025 finden sich in der Kunst erstmals Werke, die Jeschua liegend in einem Leichentuch zeigen, das in Länge und Form mit dem Grabtuch übereinstimmt. -

Das lässt darauf schließen, dass man bei einer Restauration des Rahmens das in seiner Faltung vernähte Leichentuch geöffnet hatte, so dass es in seiner ganzen Größe erkannt werden konnte.

Elf Jahre später begann die öffentliche Verehrung des Mandylions in Konstantinopel. Von nun wirkte das Porträt auf dem Tuch verstärkt und nachprüfbar auf die Christusabbildungen ein.

Nachdem die Westchristen 1204 Konstantinopel plünderten, verschwand der dort gehütete Reichtum an Reliquien und tauchte an vielen entfernten Stellen im Westen wieder auf. Auch das Mandylion verschwand.

Vermutlich übernahmen es die Templer. Wie man sich erzählte, verehrten sie nämlich bei geheimen Treffen ein gewisses Eidolon, dessen Beschreibung dem Gesicht auf dem Grabtuch ähnlich ist.

Ab 1357 wurde das Tuch in Lirey in voller Länge ausgestellt. Der mitteleuropäische und nicht weniger unrühmliche Teil der Geschichte des Grabtuches begann.

Nach der Entdeckung des fotografischen Charakters des Bildes wurde der Abdruck und das Tuch selbst von Wissenschaftlern zahlreicher Fachrichtungen beurteilt und kommentiert.

Darunter befanden sich Vertreter der Fachrichtungen Biologie, Medizin, Chirurgie, Nuklearphysik, Radiologie, Archäologie, Ethnologie, Ägyptologie, Kriminologie, Botanik und andere.

Doch nicht jeder, der sich mit dem Tuch beschäftigt hat, war auch fähig, in der Lage und willens überzeugende Beweise für oder gegen die Echtheit der Reliquie zu erbringen. Und nicht jeder Bericht war seriös.

Deshalb gestatteten die für das Tuch verantwortlichen Stellen in Turin, dass in den siebziger und achtziger Jahren unter notarieller Aufsicht Proben genommen wurden. Es wurden unter anderem Fäden aus den für die Untersuchungen besonders interessanten Zonen gezogen, z.B. an Stellen mit intensiven Abdruckspuren und Blutungen. Von den Rändern wurden kleine Stoffproben abgeschnitten.

Diese Proben erhielten seriöse Forschungsinstitute. Ihre Ergebnisse sprechen für sich. So hat z.B. die botanische Untersuchung des Gewebes

Blütenpollen aus Jerusalem und den Orten nachgewiesen, an denen das Mandyllion bzw. das Grabtuch im Verlauf der Geschichte aufbewahrt wurde.

Die meisten medizinisch relevanten und anatomischen Einzelheiten einer Kreuzigung sind erst durch die Tuchfotografie bekannt und durch Experimente bestätigt worden. Andere Erklärungen, wie z.B. die Blutung aus der Stichwunde auf der rechten Brustseite, waren erst aufgrund der Erkenntnisse der modernen Medizin durch das Grabtuch möglich.

Kein Arzt geschweige denn ein Reliquienfälscher hätte **vor** diesen mit modernsten Geräten durchgeführten Diagnosen und Analysen die typischen Befunde einer Kreuzigungsfolter beschreiben können.

Der kunstkritische Befund ist nicht minder eindeutig. Kein Künstler, kein Fälscher war je in der Lage, so vollständig realistische Bild- und Folterspuren zu kopieren, wie sie das Tuch aufweist. Es fehlte das kompakte und detailgerechte Wissen über die Praxis der Kreuzigung und über die physiologischen Auswirkungen dieser unsagbaren Folter.

Es gab nur wenige und sehr verstreute Informationsquellen darüber, und diese sind erst heute mittels datentechnisch gebündelter Zugänge zu der antiken Literatur analytisch erschließbar. Seit der Regierung des Kaisers Konstantin waren Kreuzigungen verboten und wurden nicht mehr praktiziert.

Zudem: Kein Betrüger oder Fälscher konnte vor Tausend und mehr Jahren die Schwarz-Weiß-Umkehr-Technik der Photographie vorauserfinden, um dieses Bildnis, so wie es ist, herzustellen.

Dieses Vorhaben und sein Gelingen vorausgesetzt: welcher normale Mensch käme auf die Idee, ein Reliquienbildnis kaum wahrnehmbar ausgerechnet in einer farbumkehrenden Negativtechnik auf einem fünf Meter langen Leinentuch zu erstellen?

Das trifft auch für die fälschliche Vermutung zu, man könnte einen Menschen im frühen Mittelalter gekreuzigt haben, um eine einträgliche Reliquie herzustellen. Schon die Planung und Herstellung eines solchen Objektes und zudem mit Negativcharakter ist einem mittelalterlichen Reliquienfälscher nicht zuzutrauen.

Abgesehen davon, dass es heute mit modernster Labor- und Mikroskopiertechnik noch immer nicht gelungen ist, die feinen Veränderungen der Leinenfasern an den Stellen des Abdrucks zu erklären.

Was aber die immer wieder als Beweis für die Unechtheit des Tuches angeführten Radiokarbonuntersuchungen betrifft, muss auf deren Unzuverlässigkeit bei nicht sedimenten Materialien hingewiesen werden.

Bei dem Grabtuch handelt es sich um einen organischen Stoff. Das Tuch war im Verlauf seiner Geschichte extremen Belastungen und zwei Bränden ausgesetzt. Hitze und erhitztes Löschwasser haben es beträchtlich beschädigt und chemisch wirksamen Prozessen ausgesetzt, welche die atomaren Ladungen verändert haben müssen.

Ich habe die deutschsprachigen Veröffentlichungen über die Forschungen an dem Tuch seit 35 Jahren aufmerksam verfolgt und durchgearbeitet. Es war mir auch möglich, mit einigen Autoren Kontakt aufzunehmen.

Außerdem habe ich alle Möglichkeiten der modernen Bildbearbeitung am Computer ausgeschöpft. Eine Feststellung, die ich mit dieser Arbeit gemacht habe, hat auch zwei Autoren veranlasst, einen medizinischen Spezialisten für Augenoptik um einen Befund zu bitten.

Trotz meiner extrem skeptischen Grundhaltung zu dem Thema Reliquienverehrung hat sich bei mir nach vielen Jahren die Überzeugung der Echtheit des Tuches eingestellt.

Ich stelle Ihnen deshalb im folgenden die wissenschaftlichen Untersuchungsergebnisse vor und synchronisiere sie mit zeitgenössischen Hintergrundberichten und mit den Überlieferungen.

Folterspuren

Nach den Berichten war es gegen 12 Uhr Mittag, als das Exekutionskommando mit der Hinrichtung Jeschuas begann. Zur gleichen Zeit nahm auch die zeremonielle Zurüstung des Paschaopfers im Tempel ihren Anfang.

Jeschua wurde sofort seiner Kleider entledigt. Sie waren ihm nach der Folterung im Prätorium von den Soldaten angezogen worden. Offenbar war er selbst dazu nicht mehr fähig.

Dass die verrohten Kerle, die nicht einmal Römer, sondern Barbaren aus Frankreich und Deutschland waren, Jeschua ein Schamtuch zugestanden haben, ist wohl eher eine ästhetische Annahme.

Das Grabtuch zeigt Jeschua unverhüllt. Und es ist wohl kaum anzunehmen, dass die judäischen Bestatter Jeschuas dem Toten die Schambedeckung weggenommen hätten, wenn eine vorhanden gewesen wäre. Zumal es allgemein als schändlich galt, einen Toten unbekleidet zu bestatten.

Es spricht also vieles dafür, dass Jeschua vollständig nackt den Blicken aller preisgegeben auf dem Felsen stand. In der grell strahlenden Mittagssonne wurden die fürchterlichen Spuren seiner vorausgegangenen Misshandlungen und Folterungen sichtbar.

So hat er ausgesehen

Ärzte, Chirurgen und Ethnologen haben das Grabtuch analysiert und diagnostiziert. Danach hatte Jeschua die für seine Zeit beeindruckende Größe von 181 cm und wog ca. 79 Kg. Er war gewiss ein äußerlich beeindruckender, kräftig und gut gebauter Mann.

Sein Vollbart und sein schulterlanges Haar erinnern daran, dass er Galiläer war und seine Tracht beibehalten hatte. Seine Gliedmaßen waren ursprünglich gut proportioniert und zeigten keine Spuren übermäßiger körperlicher Tätigkeit.

Das Gesicht im Grabtuch wurde unter anderem auch mit Stereoprojektion untersucht. Ein anerkannter Ethnologe verglich die Züge mit dem Typus der sephardischen, das heißt spanisch-portugiesischen Juden oder adeliger Araber.

Doch die nackte Gestalt auf dem Hinrichtungsfelsen ließ davon kaum noch etwas ahnen. Der Zustand, in dem sich der Körper Jeschuas vor der Annagelung befand, war bereits überaus desolat. Die Analyse der Mediziner zeichnet ein erschreckendes Bild des bisherigen Leidens und des Zusammenbruchs.

Der ganze Körper war übersät von regelmäßig angeordneten etwa 4 cm langen Wunden. Füße, Unterarme und der Kopf waren davon ausgespart. Die kleinen Wunden hatten die Form von Hanteln. Sie stammten von der Geißelung, die der Präfekt befohlen hatte.

Als Werkzeug hatten drei an einem Ende zusammen gebundene Riemen aus Leder gedient. Daran waren am anderen Ende hantelartige Doppelkugeln aus Blei befestigt, welche die Haut bis aufs Fleisch aufreißen konnten.

Die Geißelung galt als eine so furchtbare Folter, dass sie einem römischen Staatsbürger nicht unterzogen werden durfte. Und mancher Verurteilte starb schon während dieser mit gemeiner Rohheit ausgeführten Tortur.

Das jüdische Recht schrieb eine Begrenzung der Hiebe auf 40 weniger einen vor. Die Römer kannten normalerweise keine Begrenzung. Der Verurteilte war dem Sadismus der Geißler ausgeliefert. Unter ihren Schlägen konnte das Fleisch aufgerissen, Knochen und Eingeweide bloßgelegt werden.

Doch der Zustand Jeschuas lässt auf eine Ausnahme schließen. Die Geißelung schlug ihm zwar Wunden, sie reichten jedoch nicht zu tief ins Fleisch. Die Anzahl der Geißelwunden auf dem Tuch beträgt zwischen 90 und 120. Das heißt, dass Jeschua etwa 30 bis 40 dieser furchtbaren Hiebe erhalten hatte.

Den Grund für die Zurückhaltung der Söldner finden wir wiederum in den Berichten. Der römische Präfekt wollte Jeschua freilassen und hatte gehofft, mit der Züchtigung den nach Blut schreienden jüdischen Mob umstimmen zu können.

Die Untersuchungen am Grabtuch lassen auch erkennen, dass es zwei Söldner unterschiedlicher Größe waren, die Jeschua gegeißelt hatten. Sie standen je auf einer Seite und attackierten den Körper von oben bis unten und sowohl vorne wie auf der Rückenseite.

Auf den Schulterblättern zeigt sich die Haut stellenweise bis auf das Fleisch abgeschürft. Die Geißelwunden lösen sich dort in große Flächenwunden auf. Sie rühren von der Abscheuerung des Partibulums, des Kreuzquerbalkens her, den Jeschua quer über den Schultern festgezurret einen Teil des Weges getragen hatte.

Die ebenmäßigen Gesichtszüge des Nazareners waren verheerend entstellt. Die rechte Gesichtshälfte wies im Augen- und Oberkieferbereich hohe Schwellungen auf.

Eine Schwellung im Bereich des Kinns auf der linken Seite lässt vermuten, dass ihm dort das Gebiss eingeschlagen worden war. Auch die Nase war offensichtlich schwer verletzt.

Beide Stirnbögen waren vermutlich geschwollen. In den Augenbrauen im Bart und überall in dem langen Kopfhair hingen Bluttränen und Blutklumpen.

Deutlich sind an der Stirn und am Hinterkopf kranzartig angeordnete Blutspuren sichtbar. Jeschua trug also bei seiner Annagelung noch immer den Kranz aus einem Dornengezweig des Becherkrauts, den ihm die Soldaten aufgesetzt hatten, um ihn als Judäerkönig zu verspotten. Dort, wo die Stacheln tief in der Haut steckten, rann das Blut über sein Gesicht und durch das Haar.

Besonders erschütternd war der Zustand des rechten Auges. Das Lid war eingerissen. Jeschua konnte es nicht mehr öffnen. Das Auge hatte kaum noch eine Wölbung und zeigte sich flach eingefallen. Vermutlich war es Jeschua ausgeschlagen worden. Ein Augenspezialist hat diese Vermutung den Autoren Bulst und Pfeiffer 1995 bestätigt.

Am linken Knie haben die Mediziner einen schweren Bluterguss und tiefe Hautverletzungen diagnostiziert. Das rechte Knie wies Anzeichen von schweren Quetschungen auf.

Jeschua war so viel wie nicht mehr gehfähig. Er konnte sich kaum noch aufrecht halten. Die Beugung der innen und außen verletzten und geschwollenen Kniegelenke war ihm nicht mehr möglich.

Schauspiel auf Golgotha

In dieser ebenso erschreckenden wie erniedrigenden Verfassung war er den triumphierenden Blicken seiner Feinde ausgeliefert. Sie sahen dieses Bild des Zusammenbruchs und Jammers indessen ungerührt und mit deutlicher Genugtuung.

Die hohen Herren des Priesterrates, unter ihnen anfangs auch Kajaphas, waren in offizieller Funktion erschienen. Denn die jüdische - nicht die römische - Verurteilung beruhte offiziell auf dem Vorwurf von Gotteslästerung, Abfall und Verführung.

Wenn sich Jeschua in seiner Todesstunde zu seiner Schuld noch bekannte, konnte ihm der anwesende Hohepriester die Absolution erteilen. Denn einem Verurteilten, der seine Schuld einsah und bereute, billigte das Gesetz die Vergebung Gottes und seinen Anteil an der künftigen Welt zu.

Auf die Legitimität der Verurteilung und Hinrichtung hatte das Bekenntnis aber keinen Einfluss. Auch wenn Jeschua sich nicht zu den Anschuldigungen

bekannte, ja selbst, wenn sich seine Hinrichtung als Rechtsirrtum erwies, traf die Ankläger keine Schuld vor Gott und dem Gesetz.

Denn die Hinrichtung eines Unschuldigen konnte durchaus der Erhaltung der Rechtsordnung und dem Heil des Gottesvolkes dienlich sein. - Wie hatte Kajaphas gesagt: Es ist besser, dass einer statt die ganze Nation stirbt.

Ob Jeschua den Priestern Beachtung geschenkt hat, ist sehr unwahrscheinlich. Er macht in den Berichten einen in sich gekehrten Eindruck. Hinzu kam sein körperlich desolater Zustand.

Er wankte auf den versteiften Beinen und rang noch nach Atem, als sich die Soldaten des Präfekten an ihr furchtbares Handwerk machten. Sie streckten und dehnten sein Arme und fesselte sie nahe der Brust, an den Ober- und Unterarmen fest an das Partibulum. Der schwere Balken, an Armen und Schultern arretiert, zwang den Körper in eine zerreißen Spannung und ließ ihn schutzlos hinfallen.

Ohne weitere Umstände trieben die Söldner die Nägel durch die Handwurzeln des absolut wehrlos Daliegenden ins Holz. Das Grabtuch zeigt die Nagelwunde entgegen der meisten Darstellungen in der Kunst exakt an der Stelle, an welcher der enge Verbund von Sehnen verhinderte, dass die Wunde ausreißen konnte.

Bei den anatomischen Untersuchungen des Tuches fiel auf, dass bei der sichtbaren Hand der Daumen fehlte. Experimente an Leichen wiesen nach, dass exakt an der Stelle, an welcher der Nagel in die Handwurzel eindrang, die Sehne durchtrennt wurde, die den Daumen in seiner normalen Lage hält. Auch diese Einzelheit war bisher weder in der Medizin noch in der Kunst bekannt.

Die Nägel hatten eine Länge von 12 - 20 cm, waren etwa 1 cm stark und roh und vierkantig geschmiedet. Sie bestanden nicht aus Stahl, sondern aus rostigem, weichem Eisen, das dem Gegendruck des Oliven- oder Pistazienholzes nachgab. Die gefluchte Wut der Henker, wenn sich der Nagel krümmte und bei Fehlschlägen, kann man sich vorstellen.

Nachdem die Hände an das Partibulum angenagelt waren, wurden an seinen Enden rechts und links Seile befestigt und der Balken mit dem daran vor Schmerzen sich windenden Körper an den Kreuzstamm herangeschleift.

Die Kreuzstämme, lateinisch *Stipes* waren in der Regel eine feste Einrichtung der Hinrichtungsplätze, wie etwa die Galgen vor den Toren unserer mittelalterlichen Städte.

Die Seile warf man über den *Stipes* in eine dafür vorgesehene Rinne. Am anderen Ende der Seile zogen die Söldner dann das *Partibulum* mit dem daran baumelnden Körper mehrfach und ruckartig zur Demonstration in die Höhe – eine grauenhafte Prozedur. Dann befestigten sie den Balken in einer Aussparung am Kreuzstamm und arretierten ihn.

Bei Jeschua sind nach den Erkenntnissen am Grabtuch die Fesseln nach dieser fürchterlichen Prozedur abgenommen worden. Dies verrät auch sein früher Tod. Denn Delinquenten, welchen man die Fesseln ließ, litten oft Tage lang bevor sie der Tod erlöste. – Es ist dies ein interessantes Detail deshalb, weil sich der Präfekt später über den frühen Tod wunderte.

Kaum jemand wird dem Stöhnen des auf diese Weise bestialisch Gefolterten Aufmerksamkeit geschenkt haben. Ohne weiteres machten sich die Henker daran, die Beine Jeschuas zunächst mit einem Seil am Kreuzstamm zu arretieren.

Dabei wurden sie so gekrümmt, dass sie zwischen Hüfte und Fußgelenk einen stumpfen Winkel bildeten und der linke Fuß über den rechten lag. In dieser Haltung wurden beide Füße mit einem einzigen Nagel ohne Stütze flach auf den Kreuzstamm genagelt.

Die Abbildung auf dem Grabtuch lässt erkennen, dass man auch dieses Seil, das dem Körper Halt hätte geben können, nach der Fußannagelung wieder abgenommen hat.

Kein Wille und keine Disziplin konnte die vegetativen Reaktionen auf diese unbeschreiblich grausame Tortour kontrollieren. Der Körper versuchte sich aufzubäumen und wand sich in verheerenden Schmerzwellen. Der *Cruciarus* war hilflos einem nicht mehr steigerungsfähigen Inferno von Qualen ausgeliefert.

Der beinahe 80 Kg schwere Körper zerrte an den Nagelwunden. Jeschua musste das Gefühl gehabt haben, dass sie ausreißen. Die kantigen Nägel hatten direkten Kontakt mit den Gelenkknochen. Die vierkantigen Nägel spreizten die empfindlichen Gelenke auseinander und rieben sich bei der kleinsten Regung an den Knochen.

Reflexartig und instinktiv versuchte der Körper immer wieder Halt zu gewinnen. Doch alles was ihm Halt zu versprechen schien, waren die Eisenspieße, mit welchen man ihn am Holz befestigt hatte..

Stunde der Lämmer

Während die Agonie Jeschuas auf Golgotha begann, kam auf der Tempelterrasse, nur wenige hundert Meter entfernt, die blutige Liturgie des hochheiligen Sühneopfer in Gang.

Mit noch schlagenden Herzen verbluteten dort 18000 Lämmer. Mit dem Kopf nach unten an eisernen Haken hängend, erlitten sie den Schnitt in die Kehle, der ihnen nicht sogleich das Leben, wohl aber das Blut nahm.

Die von Todesangst gejagten Herzen pochten das Blut in die goldenen und silbernen Opferschalen der Priester. Diese Schalen waren so geformt, dass sie die Gerinnung des Blutes hemmten.

Die Priester trugen das Sühneblut in feierlichen Schritten hin zu dem riesigen, heiß lodernden Brandopferaltar und sprengten es an dessen tiefende Wände.

Den ausgebluteten, geschächteten Tierkörpern zog man das Fell ab und zerteilte das Fleisch. Genauestens war vorgeschrieben, welche Teile auf dem Altar geopfert werden mussten, und welche die Opfernden mit nach Hause nehmen durften, um damit ihr Passahmahl zu bestreiten.

Während die Lämmer ausbluteten und starben, schlugen weißgewandete Leviten die Harfen und sangen Psalmen. Dazwischen riefen die Tempelposaunen zu den Gebetszeiten. Der Geruch des Blutes im Tempelbereich muß ekelerregend gewesen sein. Über der ganzen Stadt verbreitete sich der beißende Geruch brennenden Fleisches.

Der so hoch gerühmte und auch in christlichen Kreisen idealisierte Tempel Jahwes war nicht nur ein Kaufhaus, eine Bank und ein Schatzhaus, er war auch ein gewaltiger barbarischer Schlachthof. Das blutige Tempelritual war ein archaisches Relikt aus nomadischer Zeit.

Die griechische Ethik und selbst das häusliche Opferritual der Römer hatte sich seit langem schon von der Auffassung getrennt, die Götter ließen sich mit frischem Blut aussöhnen. Die Pythagoräer z.B. weigerten sich schon 500

v.Chr. einem Altar auch nur nahe zu kommen, der mit Blut - egal welcher Herkunft - befleckt war.

Aber dem Gott Jahwe war die Barbarei des Blutopfers noch immer angenehm und wohlgefällig. Blut ist eine der am häufigsten vorkommenden Vokabeln ethnischer Zusammengehörigkeit, des Fluches und der Strafe in der Tradition.

Jeschua, der auf Golgotha mit dem Tode rang, musste das rituelle Trauma des anachronistischen und monströsen Blutkults suspekt gewesen ein. Es findet sich nämlich kein einziger Hinweis in den Berichten auf seine diesbezügliche Kulttreue.

Auch die Schilderung des letzten Sedermahls, das Jeschua kurz vor seiner Gefangennahme gefeiert hatte, lässt einen Hinweis auf das rituelle Paschaopfer vermissen. Dabei hätte sich die Erwähnung des obligatorischen Paschalamms symbolisch ja aufgedrängt.

Aber kein Wort davon, und auch Wort davon, dass Jeschua oder einer seiner Schüler im Tempel gewesen wäre, um das Schlacht- und Schächtritual zu vollziehen. Zeitlich wäre dafür auch keine Zeit gewesen, weil das blutige Sühneopferitual am Freitag begann, also zu einer Zeit, als Jeschua bereits mit dem Tod rang.

Es war nicht das erste Mal, dass Jeschua das Pascharitual im Tempel ignorierte. Und das Andenken seiner Schüler und Anhänger an ihn und an seine Lehre hat er ethisch rein und von keiner Blutschuld befleckt mit Brot und Wein ritualisiert.

Die Verantwortung

Das Marterholz, an das man Jeschua angenagelt hatte, ragte etwa zwei bis drei Meter in den sattblauen Frühlingshimmel. Die Söldner hatten pflichtgemäß den Schuldtitel an das Martergerüst angebracht. Darauf hatte der Präfekt in aramäischer, griechischer und lateinischer Sprache schreiben lassen: *Das ist Jeschua, der Nazarener, der König der Judäer.*

Der Satz war diplomatisch und wohl überlegt und er entsprach dem Verlauf des vorausgegangenen Verhörs exakt, für das der Präfekt die Verantwortung zu tragen hatte. Dieser sogenannte Schuldtitel dürfte im Kern identisch

gewesen sein mit der Eintragung des Pontius Pilatus in die Provinzannalen, von denen der Kaiser Kenntnis erhielt.

Dieses Brett über dem Kopf des Sterbenden am Pfahl klärte die Frage nach der Verantwortung für das Geschehen im Steinbruch nach römischer Art kurz und bündig. Der Mann war verklagt worden, der Messiaskönig der Judäer zu sein. Das war Majestätsanmaßung und Hochverrat.

Die judäische Seite hatte sofort erkannt, dass dieser juristische Titel sie als Ankläger voraussetzte und ihr sowohl die Verantwortung für das Vorsausgegangene wie auch für alles Folgende auferlegte.

Unverzüglich begab sich ein judäisches Aufgebot, gewiß bestehend aus den sadduzäische Hohepriestern und ihrem Anhang, ins Prätorium. In devoter Ehrerbietung bat man den Präfekten: *Schreibe doch nicht: Der König der Judäer. Schreibe besser: Der hat gesagt, er sei unser König.*

Doch der römische Amtsträger war kein Tor. Er hatte seine Rechtskenntnisse und seine Vorbehalte insbesondere in diesem Fall schon vorher bewiesen. Hätte Pilatus in sein Todesurteil geschrieben, Jeschua habe nur von sich behauptet, der judäische Messiaskönig zu sein, stünde er nun in voller Verantwortung.

Er hätte damit selbst dokumentiert, ein opportunistisches Urteil ohne Rücksicht auf die Beliebtheit und den Bekanntheitsgrad des Delinquenten gefällt zu haben. Leichtfertig hätte er so einen immerhin möglichen und drohenden Aufstand in Kauf genommen, um Titel, Amt und Macht zu behalten.

Das Netz der intriganten judäischen Ankläger und Erpresser wäre geschlossen gewesen. Sie selbst wären als bloße Informanten in Erscheinung getreten, die mit ihrer Anzeige nur ihre kooperative Pflicht erfüllt und eine Untersuchung eingeleitet hatten.

So aber standen sie in der vollen Verantwortung, Jeschua unter Anwendung politischer Druckmittel angeklagt zu haben, als judäischer Messiaskönig das Volk zu revolutionären Aktionen gegen die römische Majestät bei dem Präfekten angeklagt zu haben.

Scharf, abweisend und hochmütig kam die Antwort des Stellvertreters des römischen Kaisers: *Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben!*

Die Wut des Kajaphas, und des Tempelklerus ist leicht zu erahnen. Sie dürfte sich mit wachsender Ernüchterung und Furcht vermengt auch bei den Ratsmitgliedern ausgebreitet haben. Jedenfalls zeigte sich das schlechte Gewissen einiger von ihnen noch während der Gefolterte am Kreuz mit dem Tod rang.

Da stellte einer schon sein nagelneues und teures Grab zur Verfügung und kaufte ein wertvolles Leichentuch. Ein anderer ließ kostbare Balsamierungskräuter bereitstellen. Deutliche Anzeichen dafür, dass man sich bewusst wurde, ein Zeichen für ein furchtbares Fanal in den Felsen von Golgotha gerammt hatten.

Spott und 3 Stunden Todeskampf

Während die Saat eines zweitausendjährigen Streits über die Verantwortung der Ereignisse schon aufging, schacherten die vier Soldaten auf der Schädelstätte um die letzten Habseligkeiten Jeschuas. Sie standen den Henkern von Rechtswegen zu. Viel war es nicht: Seine Sandalen, vielleicht ein Kopfbund, ein sogenanntes Ober- und ein Untergewand.

Das Obergewand, eine großer rechteckiger Überwurf von mehreren, manchmal sieben Metern Länge, auch Mantel genannt, schnitten sie in vier Teile, damit jeder von ihnen einen Teil erhielt. Das kostbare Untergewand, das von oben an als ein ganzes Stück gewebt war, schien ihnen zum Teilen zu schade. Sie einigten sich, um das Kleidungsstück zu lösen.

Schließlich lagerten sie sich auf dem Felsen und überwachten die Szene. Denn unterdessen hatten sich rund um Golgotha und auf dem Felsen viele Leute eingefunden. Man wollte sich die Qualen und das Sterben des galiläischen Wunderheilers und Predigers wohl nicht entgehen lassen.

Auch Angehörige des Hohen Rates waren darunter. Ihr Gesetz verbot ihnen, selbst wenn sie das Bedürfnis gehabt hätten, auch nur das geringste Mitleid zu zeigen. Der da hing, war ein Lügenprophet, ein Abgefallener, ein Verstoßener, der erlitt, was ihm zustand.

Aber sie taten noch ein übriges dazu: Schamlos verhöhnten sie ihr Opfer: *Anderen hat er doch geholfen, sagten sie, nun soll er sich selbst helfen. Wenn er schon der gottgesandte Gesalbte ist - der Auserwählte.*

Und ihre hohe Würde verbat es den Hohepriestern und den Schriftgelehrten nicht, sich spöttisch ihres Triumphes zu freuen. Im Angesicht des bis zur Unkenntlichkeit Gefolterten legten sie ihrem Hass keine Zügel an. In Hörweite des Martergerüstes inszenierten sie intrigantes Theater. Hämisch und überall gut zu hören redeten sie miteinander:

Das da ist der Gesalbte, der König von Israel! - Nun ja, soll er heruntersteigen vom Kreuz, damit wir sehen und ihm vertrauen. Hat er doch auch auf Gott vertraut. Wenn der Wohlgefallen an ihn hat, soll er ihn jetzt retten. Er hat ja von sich selbst gesagt: Ich bin Gottes Sohn!

Leute, die an Golgotha vorübergingen und sich an die Tempelaktion Jeschuas noch erinnerten, riefen kopfschüttelnd zum Kreuz hinauf:

Ja ja, du brichst den Tempel ab. Du baust ihn in drei Tagen wieder auf. - Jetzt hilf dir, wenn du der Sohn Gottes bist. Steige herunter von deinem Kreuz!

Jeschua begegnete diesen Gehässigkeiten mit einer Geste der Vergebung und sagte: *Abba, vergib ihnen das. Sie wissen nicht, was sie da tun.*

Auch einer der zelotischen Verbrecher, der mit Jeschua gekreuzigt worden waren, verlangte nicht ohne Häme, er solle doch, wenn er schon der Gesalbte sei, sich selbst und ihnen helfen.

Von seinen Freunden und Jüngern hatten es nur wenige gewagt, Jeschua auf dem Weg zur Hinrichtung zu folgen. Und es waren mit einer Ausnahme nur Frauen, die auf den Felsen hinaufstiegen. Frauen von Schülern, die ihm unterwegs behilflich gewesen oder die von Galiläa zum Fest nach Jerusalem gekommen waren.

Namentlich werden Mirjam, Jeschuas inzwischen betagte Mutter, und seine Tante genannt. Außerdem eine Prostituierte, ebenfalls mit Namen Mirjam, der Jeschua aus dem gesellschaftlichen Sumpf herausgeholfen hatte, und die Mutter zweier Schüler.

Als einziger von **denen** war offenbar nur der jugendliche Jochanan beim Sterben seines Meisters zugegen. Bezeichnenderweise waren außer der Mutter Jechuas keine Familieangehörigen anwesend, obwohl anzunehmen ist, dass die Brüder und Schwestern wegen des Festes in Jerusalem gewesen waren. Zumindest werden sie die betagte Mutter auf der gefährlichen Reise von Nazareth durch Samaria nach Jerusalem nicht allein gelassen haben.

Zögernd näherte sich die kleine Gruppe dem Kreuz. Und als Jeschua seine bedauernswerte Mutter erkennen konnte und neben ihr den jungen Schüler Jochanan, empfahl er diesem die Fürsorge für seine Mutter, sie aber solle ihn wie ihren Sohn akzeptieren.

Jeschua musste diese Anweisung unter Qualen hervorstoßen. Die Schmerzen steigerte sich weiter von Minute zu Minute. Fieberanfälle jagten Kälteschauer durch den Körper und wechselten mit Hitzeanfällen.

Die ausgestreckten Arme und eine Lungenembolie behinderten die Atmung und bewirkten qualvolle Atem- und akute Herzbeschwerden. Der Blutverlust führte zu zeitweiligen Schockzuständen.

Immer wieder brach im Gefolge der beklemmenden Erstickungsnot der Kreislauf zusammen. Zu den ungeheuren Gelenk- und Wundschmerzen kamen rasende Kopfschmerzen.

Aber auch seelische Zusammenbrüche und schwere Depression machten ihm zeitweilig zu schaffen. Sie äußerten sich in stoßweisem Stöhnen und lautem Aufschreien. Die Berichte erzählen, dass er angefangen hatte, ein Bittgebet in Krankheitsnot und Todeseinsamkeit zu rezitieren.

Den ersten Satz schrie er in Stößen aus sich heraus: *Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?* Und weiter geht es: *Stöhnend klage ich, aber die Hilfe bleibt fern.*

Das ganze unbarmherzige Elend am Abgrund der Gottverlassenheit hatte die Zeugen wohl so aufgewühlt, dass sie diese Worte nicht ins Griechische übersetzten, sondern aramäisch überliefert haben: *Eli, Eli, lama sabachthani*, so stehen sie noch heute in den Berichten.

Jeschua hatte in seiner heimatlichen Mundart gesprochen, von der bekannt ist, dass sie das palästinische Aramäisch ins Griechische verschliff. Die Judäer rümpften die Nase über die sprachlichen Unreinheiten und Grobheiten der Galiläer.

So verballhornten auch einige auf Golgotha die Worte *Eli, Eli ...* und höhnten, dass man jetzt wohl warten müsse, bis der Nothelfer Elias erschiene, um dem Sterbenden vom Kreuz zu helfen.

Die anwesenden Vertreter des Klerus und der Schriftgelehrten aber erkannten, an dem Gebet Jeschuas, dass von diesem Lügenpropheten und Abfallprediger kein Widerruf und keine Reue zu erwarten war.

Damit wurde auch ihre Anwesenheit überflüssig. Sie verließen den Richtplatz und gingen hinauf in den Tempel, wo inzwischen das blutige Zeremoniell des hochheiligen Sühnerituals seinen Fortgang nahm.

Zu Ende gebracht

Die Kräfte des Gekreuzigten schwanden. Die Attacken von Wundschmerz und Atemnot steigerte sich in dem Maß, in dem der Körper immer kraft- und haltloser nach unten zusammensank und sich nicht mehr zum Atmen aufrichten konnte. Das Fieber erreichte die lebensgefährliche Marke.

Jeschua empfand quälenden Durst. - *Ich habe Durst!* presste er heraus. Irgendjemand, vielleicht einer der Soldaten, lief und füllte einen Schwamm mit Essig, steckte ihn auf ein Ysoprohr reichte ihn zu Jeschua hinauf. Dieses mal nahm er das ekelhafte Getränk zu sich.

Der Sterbende versank in Todesmüdigkeit und gab sich dem Ende der Lebensfunktionen hin. Die fortschreitende Erstickung hinderte ihn am sprechen. Doch konnten die Zeugen noch ein Bruchstück aus einem Trostgebet hören: *Abba, dir übergebe ich meinen Geist.*

Dann schrie er mit dem letzten Atemzug: *Es ist zu Ende gebracht.* Dann fiel sein Kopf schwer nach vorne über die Brust. Jeschua von Nazareth war gestorben. Seine Todesstunde mit größter Wahrscheinlichkeit: Freitag, der 7. April im Jahr 30, drei Uhr nachmittags.

Fast zeitgleich hallten die Tempelposaunen über die Stadt. Sie verkündeten weithin hörbar, dass die Ströme von Blut um den glühenden Brandopferaltar Jahwegott versöhnt hatten. Jahwe hatte wieder Frieden geschlossen mit seinem Volk.

Und die Massen strömten den Tempelausgängen zu. Auf ihren Schultern trugen die Männer die noch warmen Körper der blutleeren Lämmer. In drei Stunden würden die Hausväter in Israel das Sabbatmahl eröffnen.

Sie würden mit dem Sabbatkiddush beginnen, der das Gedächtnis des Siebten Schöpfungstages beschwört, des Tages, an dem der Gott sein Werk vollendet hatte.

Auch der Richtplatz lehrte sich von Gaffern, Spöttern und stille Mitleidenden. Die Berichte erzählen, mancher habe die Vorgänge mit zunehmender Sorge verfolgt. Und selbst der diensttuende römische Hauptmann soll angesichts der unnatürlichen Würde dieses Todes geahnt haben, dass er Zeuge eines ungeheuren Vorgangs geworden war.

Im Tod verschenkt

Nach Jeschuas Tod wandte sich einer aus dem Hohen Rat rasch an den römischen Präfekten und bat um die Leiche Jesu. Er wollte für das Begräbnis Sorge tragen. Der Mann hieß Joseph und kam aus der Stadt Ramataim, war reich und wegen seiner Güte ein angesehener Würdenträger.

Weil er die Reaktionen der sadduzäischen Clique und deren öffentliche Brandmarkung fürchtete, hatte er, wie andere, seine Sympathie zu Jeschua verheimlicht und der skandalösen Verhandlungsführung des Hohepriesters einen Tag vorher nicht widersprochen.

Dieser Joseph besaß eines der Höhlengräber in der Steinbruchwand, die Golgotha etwa 40 Meter entfernt gegenüberlag. Er hatte dieses Grab für sich ausschlagen und den Vorbereich gärtnerisch herrichten lassen.

Jetzt beabsichtigte er, die teure Grabanlage für die Bestattung Jeschuas, jedenfalls bis das Passahfest vorüber war, zur Verfügung zu stellen. Damit nahm er den wenigen Verwandten und Freunden Jeschuas am Ort die Sorge um den Leichnam ab.

Denn es war drei Stunden vor Sabbatbeginn ganz unmöglich, den gekreuzigten Abfallprediger irgendwohin zu schaffen, geschweige denn einen Grabplatz für ihn zu finden. Das Verscharren oder Einbetten unter Steinen war sicher keinem in den Sinn gekommen.

Der Präfekt zeigte sich über die Mitteilung Josephs, daß Jeschua schon gestorben sei, verwundert. Er hatte offensichtlich keine Ahnung davon, dass die Henker ihm die Seile an den Hand- und Fußgelenken abgenommen und somit seinen frühen Tod herbeigeführt hatten.

Warum dies bei Jeschua und nicht bei den anderen beiden Delinquenten geschehen war, müßte ohne eine mögliche Bestechung der Soldaten – vielleicht durch den Ratsherrn Joseph ein Rätsel bleiben.

Pilatus schickte deshalb zum Richtplatz und ließ den Hauptmann in die Präfektur kommen. Währenddessen verstrich wertvolle Zeit. Aber als der Hauptmann kam und den Tod Jeschuas bestätigte, schenkte Pontius Pilatus dem Ratsherren die Leiche Jeschuas.

Die Schenkung muss als besondere Gunst angesehen werden. Denn normalerweise kam die Freigabe der Leichen von Majestätsverbrechern nicht in Betracht. Die Römer wollten auf diese Weise kultische und politische Demonstrationen am Bestattungsort vorbeugen.

Dass Pilatus sich daran nicht hielt, könnte noch einmal beweisen, dass er der Anklage der jüdischen Seite nicht glaubte und Jeschua zu keinem Zeitpunkt für einen messianischen Rebellenkönig hielt, als welcher er von den jüdischen Führer denunziert wurde.

Diese werden mit Ärger registriert haben, dass der ihnen verhasste Römer mit seinem regelwidrigen Beschluss das Fundament für einen Wallfahrtsort gelegt hatte. Ihren Erwartungen und ihrem Gesetz hätte eine unehrenhafte Beseitigung des Hingerichteten in einem Verbrechergrab entsprochen.

Sie wollten das auch noch erreichen. Auch sie waren bei Pilatus vorstellig geworden. Sie forderten ihn auf, den Gehängten nun rasch die Beine zu zerschlagen, damit sie daran stürben und man sie vergraben konnte. Sie wussten wohl vom Tod des Jeschua noch nichts.

Zwar traf auf Golgotha die von den Judäern geforderte Anweisung des Präfekten auch ein, doch hatte der Hauptmann in Bezug auf Jeschua wohl besondere Instruktionen im Hinblick auf die Leichenschenkungen mitgebracht. Jedenfalls blieb die Leiche Jeschuas verschont. Sie war nun Eigentum des Ratsherrn aus Ramataim.

Sicher hatte der Hauptmann aber auch den Befehl erhalten, sich gründlich zu versichern, dass Jeschua wirklich tot war. Denn, wäre er als hingerichteter Messiaskönig mit dem Leben davon gekommen, hätten die Judäer dafür gesorgt, dass das für Pilatus in Rom skandalöse und gefährliche Folgen gehabt haben würde.

Ein fachmännisch einwandfrei ausgeführter Lanzenstoß in die rechte Brust, löschte jedoch jeden eventuell noch vorhandenen Rest von Leben aus. Die Hasta drang zwischen der fünften und sechsten Rippe in den rechten Vorhof

des Herzens ein und zerstörte sowohl das Herz als auch die Lunge irreparabel. Unterhalb des Schulterblatts trat sie wieder heraus.

Das Grabtuch zeigt auf der Vorderseite eine 4,4 cm breite und 1,1 cm hohe Stichwunde in der Brust, von der herab eine unregelmäßige, wässrig durchsetzte Blutspur verläuft.

Auf der Rückseite sammelte sich später, als der Tote im Grab lag, eine noch größere Menge mit Serum durchsetzten Blutes unter dem Rücken.

Mediziner, die das Grabtuch untersucht haben, bestätigen die anatomisch professionelle Führung der Lanze. Damit ist auch der Bericht medizinisch belegt, der erzählt, dass unmittelbar nach dem Lanzenstoß Blut und Wasser aus der Wunde rann.

Nach neuerer medizinischer Diagnose rührte die Flüssigkeit von einer Lungenembolie her. Sie war vermutlich schon bei der Geißelung entstanden und verantwortlich für Jeschuas Erstickungsnot. Krampfartige Verletzungstraumata der Brust können zu diesen Wasseransammlungen im Lungengewebe führen.

Durch die Verletzung der Lungen und der rechten Herzvorkammer mischte sich das Vorkammernblut mit dem Lungenserum und trat dann durch die Lanzenwunden aus. Der Tod Jeschuas war eine aktensichere Tatsache.

Die mit Jeschua gekreuzigten Verbrecher lebten noch, was darauf schließen ließ, dass sie gefesselt und genagelt an den Kreuzen hingen. Mit ihnen machten die Söldner befehlsgemäß kurzen Prozess. Durch knochenbrechende Schläge auf die Unterschenkel erlitten sie einen tödlichen Schockschmerz und starben unmittelbar darauf.

In größter Eile und unter Drängen der Soldaten und jüdischen Beobachter, die auf die Einhaltung der Gesetzesvorschriften achteten, musste die Bestattung Jeschuas nun schnell erfolgen. Die Zeit drängte. Mittlerweile konnte es 16 Uhr oder später geworden sein. Um 18 Uhr begann der Schabbat.

Man kann sich die Ratlosigkeit der Frauen vorstellen, die sich dem Hinrichtungszug am Vormittag völlig verstört angeschlossen hatten und nun mittel- und hilflos auf Golgotha standen.

Mit Schrecken werden sie die grausame Tötung der mitgekreuzigten Verbrecher mitangesehen und beobachtet haben, wie ihre Leichen vom Kreuz gerissen und fortgeschleppt wurden.

In dem ganzen Jammer dürfte es für sie tröstlich gewesen sein, dass sich der reiche Ratsherr Josef um die Unterbringung des Verstorbenen und die ehrenvolle Leichenausstattung kümmerte. Er hatte bereits ein kostbares und reichlich bemessenes Leinentuch von knapp 5 Meter Länge beschafft, in dem Jeschua bestattet werden sollte.

Unterstützung kam auch von einem anderen Ratsherrn und angesehenen Pharisäer, namens Nikodemus. Der war eines Nachts zu Jeschua gekommen, um ihn auszufragen. Als sein Freund war er damals aber wieder geschieden. Nikodemus ließ 38 Kilogramm gemischter Myrrhe und Aloe für die Konservierung der Leiche zum Felsengrab bringen.

Die Abnahme Gekreuzigter vom Marterholz gestaltete sich besonders schwierig, wenn es die Pietät verbot, den Leichnam zu beschädigen. Im allgemeinen machten die verrohten Henker aber keine großen Umstände.

Ein Skelettfund auf einem antiken Friedhof nördlich von Jerusalem bestätigt nicht nur die Schwierigkeiten, die die Henker bei der Abnahme Gekreuzigter hatten, sondern auch die Brutalität, die sie walten ließen.

In dem Fersenbein eines gefundenen Skeletts steckte noch der oxydierte Nagel, mit dem die Füße an ein Kreuz aus Olivenholz genagelt worden waren.

Der Nagel war knapp 12 cm lang und an seiner Spitze umgeschlagen. Die Praxis, den Gekreuzigten die Beine zu zerschlagen, wird durch diesen Fund bestätigt. Die Schien- und Wadenbeinen weisen gezackte Frakturen auf.

Was aber die Kreuzabnahme betrifft, demonstriert dieser Skelettfund eine bisher unbekannte und in ihrer Barbarei immer noch überraschende Praxis. An den Sprungbeinen stellten die Ärzte glatte Schnitte durch die Knochen fest. Ihr Befund: Dem Mann wurden noch am Kreuz die Füße abgehackt.

Die Kreuzabnahme Jeschuas jedoch wurde schonend und ohne weitere Verletzungen des Leichnams vorgenommen. Man hatte den Toten offensichtlich vom stehenden Kreuz, also senkrecht abgenommen und wahrscheinlich in sitzender Haltung vom Felsen herunter in das nur 40 Meter entfernte Grab gebracht.

Dafür spricht der große Blut- und Serumausfluss aus der Lanzenstichwunde in das ausgebreitete Grabtuch. Er war in der sichtbaren Form und Zusammensetzung nur in liegender Position der Leiche möglich.

Das Grab in der Felsenwand

Das Grab des Ratsherren war noch neu und unbenutzt. Es handelte sich um ein sehr teures und exklusives Dreikammergrab für nur eine Person. Die erste Kammer war etwa 3 Meter lang und von außen frei zugänglich. Eine kleine Treppe führte etwas abwärts zum Rollstein, der das eigentliche Grab verschloss.

Dieser Rollstein lief in einer Gefällerinne, deren tiefster Punkt vor der Grabtüre lag. Wollte man das Grab öffnen, musste der Rollstein in der Rinne aufwärts bewegt werden. Das war nur mehreren Männern mit Werkzeugen möglich.

Unmittelbar nach dem Grabeingang trat man in einen kleinen, etwa 9 qm großen Vorraum mit steinernen Sitzbänken ringsum. Ein schmaler und nur etwa 1 Meter hoher Zugang führte von diesem Vorraum in die eigentliche Grabkammer.

Sie hatte eine Länge und Höhe von 2 Metern und war mit 1,90 Metern Breite recht schmal. Rechter Hand des niedrigen Zugangs befand sich die aus dem Felsen geschlagene Grabbank. Sie hatte eine Breite von ca. 90 cm und war etwa 60 cm hoch..

Ihre Form glich einem relativ flachen, 30 cm tiefen Trog, mit einer Innenweite von ca. 50 cm. Über der Grabbank spannte sich ein Steinbogen.

Bei der Abnahme des Leichnams mussten mehrere Helfer verfügbar gewesen sein. Auch der schwere Rollstein musste von mehreren Männern mit Werkzeugen aufwärts bewegt und arretiert worden sein, so dass das Grab schon geöffnet war. Auch musste jemand die Grabkammer beleuchtet und vorbereitet haben, bevor die Leiche Jeschuas hineingebracht wurde.

Das heißt, bei der Bestattung Jeschuas waren auch ungenannte Menschen beteiligt. Die Frauen gaben dem Toten vom Hinrichtungsfelsen herunter das kurze Geleit. An der Leichenbergung vom Kreuz und beim Transport des Toten waren sie offensichtlich nicht direkt beteiligt. Die Berichte erzählen, dass sie sich dem Grab gegenüber hinsetzten von dort aus zusahen, wie Jeschua beigesetzt wurde.

Bestattungszeremonien haben nicht stattgefunden. Und nach den Befunden des Grabtuchs ist der Leichnam auch nicht gewaschen und gesalbt worden. Es bestand also weder Grund noch Zeit, den Toten erst vor dem Grab abzulegen. Er wurde sofort in die Grabkammer getragen.

Dort legten die Bestatter die Leiche Jeschuas ohne weitere Umstände, so wie sie war, auf das glattgestrichene Tuch. Möglicherweise wurden das Kinn, die Hand- und Fußgelenke mit Bandagen gebunden. Dann schlug man einen kleinen Teil des Tuches von unten über die Füße nach oben. Das große, körperlange Teil wurde über den Kopf und über den ganzen Körper wieder hinunter zu den Füßen gebreitet.

Die natürliche Steifheit des neuen Linnens ließ es flach von Kopf bis Fuß über dem Leichnam aufliegen. Das könnten Voraussetzungen für die unverzerrte Entstehung des Körperabbildes auf dem Leichentuch gewesen sein.

Wie und auf welche Weise das Negativbild auf dem Tuch dann entstanden ist, konnte die Forschung trotz intensiver Bemühungen und modernster Methoden bislang nicht klären.

Mikroskopisch sichergestellt wurde lediglich, dass die Bildspuren nicht auf materielle Einlagerungen im Gewebe, wie etwa durch Farbe oder chemische Stoffe zurückzuführen sind.

Die von Nikodemus beigebrachten Kräuter stehen mit der Entstehung der Bildes in keiner ursächlichen Beziehung. Sie wurden gar nicht in den Grabtrog eingebracht und hatten keine direkte Berührung mit der Leiche und auch nicht mit dem Tuch. Die große Menge von Blättern, Wurzeln und Stängeln - immerhin 38 Kilogramm - hätte auf dem Grabtuch Kontaktsuren hinterlassen müssen.

Vermutlich hat man damit den Boden der Grabkammer und der Vorkammer bedeckt, um die Luft im Grab zu desinfizieren und den Geruch zu binden. So konnte die kühle Kräuterluft des Felsengrabes zirkulieren und die Leiche frisch halten, bis das Fest vorüber war.

Die Anhänger Jeschuas hatten ja die Absicht, seinen Leichnam, sobald das Fest vorbei war, mit Salben und Spezereien nach Sitte und Vorschrift herzurichten und ihn eventuell umzubetten. Das Grabtuch bestätigt den Eindruck der nur provisorischen Leichenbettung.

Nach der Beisetzung wurde sogleich der Keil unter dem Rollstein gelöst. Der Stein rollte in seiner Laufrinne vor die Grabkammern und verschloss sie.

Aber das beruhigte die Feinde Jeschuas mitnichten. Da waren noch die versprengten Schüler des Abfallpredigers. Und die Erinnerung an die Jeschua zugeschriebene Andeutung, er werde nicht im Totenreich bleiben, wenn man ihn umbringt, dürfte nicht nur pragmatische Ängste geschürt haben.

Man fand sich also noch einmal in der Präfektur des Pilatus ein und erklärte ihm:

Wir haben uns erinnert, dass der Verführer, als er noch lebte, gesagt hat, er werde nach drei Tagen von den Toten auferweckt. Gib Anweisung, dass das Grab bis zum dritten Tag gesichert wird. Wir wollen verhindern, dass seine Jünger daherkommen, die Leiche stehlen und dann im Volk verbreiten, der Nazarener sei wieder lebendig geworden. Das wäre schlimmer als das, was vorher war.

Die Antwort des gewiß ebenso ärgerlichen wie vielleicht amüsierten Römers klingt lakonisch und desinteressiert: *Ihr sollt eine Wache haben, sorgt für die Absicherung, wie ihr es für richtig haltet.*

Und sie gingen hin, versiegelten das Grab und stellten Wachen davor auf.

Die Existenz des Jeschua ben Mirjam aus dem galiläischen Nazareth war jetzt zwar endgültig der Geschichte überantwortet. Unvergessen aber blieb sein rätselhaftes Wort: *Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt, und stirbt, bleibt es allein. Wenn es aber stirbt, bringt es viele reiche Frucht.*

Der Ort, wo du stehst...

Ein Rest von Golgotha

Der Ort, an dem Jeschua starb und begraben wurde, liegt heute unter der Grabeskirche, die sich einem winkeligen Häusergewirr der heutigen Altstadt befindet. Da die damaligen Stadtmauern und auch das Gartentor vollständig unter dem Schutt der mehrfach zerstörten Stadt verschwunden sind, scheint es unmöglich, die Lage dieser Kirche mit den Angaben der Berichte zu synchronisieren.

Aber die Archäologen haben in Bezug auf die Echtheit dieses Ortes und seine historische Lage weitgehende Klarheit geschaffen. Bei Grabungen

unter der Grabeskirche rund um das Felsmassiv von Golgotha haben die Archäologen eine Reihe der antiken Felsengräber entdeckt und freigelegt. Der Jerusalembesucher kann sie besichtigen.

Sie bestätigen überraschend genau nicht nur die Echtheit des Ortes, sondern auch die Angaben des antiken Berichterstatters. Wer also nach Jerusalem kommt und nach Golgotha sucht, muß die Grabeskirche betreten, eines der hässlichsten Erinnerungsmonumente der Welt.

Den berühmtesten Hügel, den die Geschichte kennt, findet man gleich rechts hinter dem Eingang. – Erwartet der Besucher ein felsiges Naturmonument, sucht er vergeblich.

Eine schmale Treppe führt den Besucher hinauf in den Oberstock eines kleinen Gebäudes innerhalb der Kirche. Oben findet er zwei kleine Kapellen neben einander, eine griechische und eine lateinische.

Betritt man die griechische Kapelle, befindet man sich über der Felsplattform von Golgotha. Aber das sieht man nicht. Man muss sich weit in die Baugeschichte der Kirche zurückerinnern, um mit der Baumasse der Grabeskirche zurechtzukommen.

Schon vor 1600 Jahren haben die Architekten Kaiser Konstantins die Hänge des Hügels abtragen und den Felsen zu einem freistehenden Block zuhauen lassen.

Oben auf der Terrasse des stehen gebliebenen Felsklotzes, wo das Kreuz Jeschuas gestanden hatte, ließ man ein ungeheuer kostbares und entsprechend überladenes großes Kreuz erstrahlen.

Es fiel um 614 den Eroberern der Grabeskirche zum Opfer. Bei deren Wiederaufbau hat man dann den Felsen mit dem heute vorhandenen zweistöckigen Kapellenbau umkleidet.

Die ebenerdige untere Adamkapelle ermöglicht durch eine Art Fenster den Blick auf die Felsmasse. Man sieht eine Aushöhlung und einen Riss.

Im oberen Stock befindet sich schräg unter dem Altar der griechischen Kapelle eine silberne Platte, die den Felsen an der Stelle bedeckt, wo das Kreuz Jeschuas aufgerichtet worden war.

Bis ins vorige Jahrhundert hinein gab es dort auch noch den Felsteil, der den Kreuzpfahl unmittelbar umschlossen hatte. Die Griechen haben den

Steinkranz 1809 herausgemeißelt und wollten ihn nach Konstantinopel überführen. Aber das Schiff ging unter und das Relikt versank im Meer.

Rechts vom Altar der Griechen steht der lateinische Altar. Das gesamte Ensemble macht einen überaus geschmacklosen Eindruck. Das Übermaß an Gold und Edelsteinen widerspricht der Persönlichkeit und dem Tod dessen, dem man diesen Ort weihen möchte.

Monument kitschiger Ästhetik

Einen noch verheerenderen Eindruck vermittelt der eigentliche, der zentrale Ort der Grabeskirche: das Grab des Joseph von Ramataim, in das man die Leiche Jeschuas gelegt hatte.

Etwa 40 Meter von den Goldgotha-Kapellen entfernt erhebt sich innerhalb der Kirche ein theatralisches Monstrum. Jeder Versuch, dieses architektonische Ungeheuer mit dem Felsengrab zu identifizieren, scheitert schon beim ersten Anblick.

Die Kirchenarchitekten Konstantins haben das gesamte Naturensemble entfernt, das das Grab umgeben hatte. Ihrer Spitzhacke fiel auch der Eingang zum Grab und die Grabvorkammer zum Opfer.

Lediglich die Felsenwände der eigentlichen Grabkammer ließen sie stehen. Das so aus seiner natürlichen Umwelt isolierte Felsengrab bildete einen Zylinder, der von außen mit einer Arkade geschmückt wurde. Um dieses Monument herum errichteten die Baumeister die erste Grabeskirche.

Im Jahr 1010 wurde die Grabeskirche zum zweiten Mal zerstört. Dieses Mal legten die muslimischen Eroberer auch das konstantinische Grabmal nieder und schlugen seine Felsrelikte kurz und klein.

Als man später die Grabeskirche wieder aufbaute, errichtete man eine künstliche Grabkammer über die antiken Reste. Dabei entstand der monströse Vorbau, der heute noch zu bewundern ist.

Im Laufe der Zeit wurde diese Theaterkulisse allerdings mehrmals erneuert, und die Verkitschung erreichte unerträgliche Ausmaße. Immerhin: Die Reste der zerschlagenen Grabbank, auf welche die Leiche Jeschuas gelegt worden war, befinden sich noch immer in diesem geschmacklosen Gehäuse unter einer Alabasterverkleidung.

Hier, unter kitschigem Prunk liegt also der tragischste Rest der physikalisch erreichbaren Erinnerungen an die geschichtlich nachvollziehbare Existenz des Jeschua ben Mirjam!

Der Zustand dieses Ortes entspricht in jedem Detail dem Zustand der zerbrochenen Überlieferung von einer der respektabelsten, ehrwürdigsten und liebenswürdigsten Gestalten der Weltgeschichte, über die sich der gleißende Glanz des göttlichen Messias gelegt hat.

Ein Theologe hat in einem an eine Gemeinde in Griechenland geschrieben:

„Wenn wir auch Christus dem Fleische nach gekannt haben, so kennen wir ihn jetzt nicht so.